

## ZEICHEN DER ZEIT EIN UNGEWÖHNLICHES JUBILÄUM

Fast glaubte man seinen Augen nicht zu trauen. Die gleichen Medien, die über Jahre hin nichts Gutes an dem gelassen hatten, was aus „Rom“ kam, überschlugen sich in Sondersendungen und Lobeshymnen auf den Jubilar. Nun gut, 25 Jahre Pontifikat eines Papstes ist nichts Alltägliches. Wenn man vom heiligen Petrus absieht, über dessen Leben keine genauen Daten vorliegen, haben nur die beiden Päpste der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Pius IX. (1846-1878) und Leo XIII. (1878-1903), länger regiert als Johannes Paul II. Doch dass die kritischen Töne, die man in den Jahren zuvor nur zum Teil einem deutschen „anti-römischen Affekt“ zuschreiben konnte, zum Teil aber auch bewusster Desinformation entstammten, nun weitgehend verstummen, kann ohne Zweifel als außergewöhnlich bezeichnet werden.

Die Durchführung des Jubiläums ließ einige Schwerpunkte des Pontifikats von Johannes Paul II. brennpunktartig aufleuchten. Wie kaum ein anderer Papst vor ihm zieht der Papst aus Polen das Interesse der politischen Öffentlichkeit auf sich. Als der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck im Hinblick auf die Beilegung des Kulturkampfes gegen die katholische Kirche die Vermittlung des Heiligen Stuhls im Streit um die Karolinen-Inseln in Anspruch nahm, galt das noch als politische Sensation. Dass Johannes Paul II. als die moralische Autorität schlechthin auf der Welt gilt, ist seinem beständigen Mühen um den Frieden, manchmal auch gegen die Meinung der Großmächte, zu verdanken. Immer wieder wird sein impliziter Beitrag zum Zusammenbruch des kommunistischen Systems hervorgehoben, eingespannt zwischen seinem Aufruf vom Beginn des Pontifikats, die Tore weit für Christus zu öffnen und seinem Gang durch das Brandenburger Tor im Sommer 1996 bis hin zu seinem unerfüllt gebliebenen Wunsch zu einem Besuch in Moskau. Doch immerhin symbolisiert die Ost-Erweiterung der Europäischen Union im kommenden Frühjahr das seit dem Pontifikatsbeginn geäußerte päpstliche Anliegen, Europa möge mit seinen beiden Lungenflügeln, dem westlichen und dem östlichen, atmen.

Das Politische verbindet sich bei Johannes Paul II. aber immer auch mit der Theologie. Seine wissenschaftliche Herkunft aus der Moralphilosophie konnte und wollte er nie verleugnen. Es gibt eine ununterbrochene Linie im theologischen und vor allem moraltheologischen Lehramt des Papstes vom Zweiten Vatikanischen Konzil bis heute: Die „Kirche in der Welt von heute“ – am Entstehen dieser Pastoralkonstitution war Wojtyła mit beteiligt – muss den „Glanz der Wahrheit“ der christlichen Lehre um jeden Preis verteidigen, vor allem in bezug auf den unbedingten Schutz des menschlichen Lebens. Der Papst scheut weder innerkirchliche noch au-Berkirchliche Konflikte, wenn es um den kompromisslosen Einsatz für das Leben und die Familie geht.

Seine prophetische Stimme verbindet sich dabei mit dem Zeugnis seines Lebens und Leidens. Denn wie bei keinem anderen Papst vor ihm sind bei Johannes

Paul II. Amt und Person eins geworden. Von Anfang an war das Interesse an seinem Privatleben sehr groß. Er hat bis heute eine Vielzahl von Biographen gefunden, denen er teilweise sehr bereitwillig Rede und Antwort gestanden hat. Seit dem Attentat auf ihn vom 13. Mai 1981 hat er auch in der Öffentlichkeit seine eigene Person als Symbol für die Lage und Sendung der Kirche interpretiert. Sein Leitmotiv „Totus tuus“ ist deshalb nicht nur auf die Propagierung einer vertieften Marienfrömmigkeit bezogen, wovon seine marianischen Rundschreiben und das Marianische Jahr 1987/1988 zeugen. An Maria hebt er auch die politische Wirksamkeit hervor, wenn er sie in Tschenstochau als Protagonistin des polnischen Freiheitskampfes oder in Fatima als Überwinderin des Kommunismus verehrt. Und er sieht sein eigenes Leiden als Teilhabe an der Sendung Marias.

Spirituell ist es vor allem die Barmherzigkeit Gottes, die ihn immer wieder umtreibt. Von seiner Enzyklika über die Barmherzigkeit des Vatergottes führt eine direkte Linie zur Seligsprechung der polnischen Ordensfrau Faustina Kowalska und der Einführung des „Sonntags der göttlichen Barmherzigkeit“. In dieser Hinsicht ist auch das erbarmungswürdige Bild des alten Papstes zu deuten, der es wagt, seine Gebrechlichkeit nicht zu verstecken, sondern in die Öffentlichkeit zu tragen und dadurch den Wert und die Würde eines jeden Menschen vom Beginn seiner Existenz an bis zu seinem Tod zu veranschaulichen.

Dass Johannes Paul II. sein 25jähriges Papstjubiläum mit der Seligsprechung Mutter Theresas verbunden hat, war deshalb kein Zufall. Zunächst einmal nehmen Kanonisierungen bei ihm sowieso einen wichtigen Platz ein. In seinem Pontifikat der Superlative nahm Johannes Paul II. 477 Heilig- und 1327 Seligsprechungen vor. Dabei stammen viele neue Selige und Heilige aus Ländern, die zuvor noch nicht in der Liste der Kanonisierten vertreten waren. Ihre Erhebung bedeutet für die jeweiligen Länder eine enorme Wertschätzung ihrer Berufung zum christlichen Glauben, zumal es sich in vielen Fällen um die Erstlinge der Evangelisierung handelt. Bei Mutter Theresa symbolisiert das diakonische Engagement der Kirche für die Armen. Sie steht für die Glaubwürdigkeit der Kirche in den marginalisierten Ländern der Dritten und Vierten Welt.

Wie die anderen Geistlichen Bewegungen erfuhr die Schönstatt-Bewegung durch Johannes Paul II. immer wieder Ermutigung und Förderung. Im Umkreis seines Pontifikatsjubiläums mag es darum auch angebracht sein, darauf hinzuweisen, dass es der Papst gewesen ist, der die katholischen Bewegungen zu vertiefter Zusammenarbeit aufgefordert hat. Und es passt zu den ökumenischen Impulsen seines Pontifikats, dass dieses Miteinander in der Zwischenzeit auf evangelische Geistliche Bewegungen ausgedehnt wurde. Man darf gespannt sein, welche Impulse dieser Papst noch zu setzen vermag!

Joachim Schmiedl

## Ein Versprechen und seine Einlösung Ein internationales Schönstatt-Zentrum in Rom<sup>1</sup>

Am 16.11.1965, mitten in der Schlussphase des II. Vatikanischen Konzils, wurde in Rom der 80. Geburtstag eines Mannes gefeiert, den die vorkonziliare Kurie vierzehn Jahre zuvor von seiner Gründung getrennt und in die USA verbannt hatte mit der Aussicht, er werde wohl nur im Sarg einmal nach Europa zurückkehren. Die Repräsentanten seiner geistlichen Familie überreichten ihrem Vater und Gründer an diesem Tag ein kleines gebasteltes Modell als Geburtstagsgeschenk, das das künftige internationale Schönstattheiligtum und -zentrum in Rom darstellen sollte. Fast vier Jahrzehnte sind ins Land gegangen, bis der Bau nun in Angriff genommen werden konnte.

Die Ereignisse jenes dramatischen Herbstes beginnen mit der Einweihung des Schönstattheiligtums in Cambrai an der Todesstelle Josef Englings. Am 12.09.1965 schenkte die Schönstattfamilie dem ersten großen geistlichen Sohn Pater Kentenichs diese Kapelle im Glauben daran, dass dieses Heiligtum, das Gnadenkapital dieses neuen Heiligtums, dass Josef Engling selbst mithelfen würde, die Fesseln seines immer noch aus Europa verbannten Spirituals zu lösen. Unmittelbar am nächsten Tag, dem 13.09., wird P. Kentenich durch ein Telegramm nach Rom gerufen. Am 17.09. fliegt er über den Atlantik nach vierzehn Jahren zum ersten Mal wieder Richtung Europa. Das Heilige Offizium aber beschließt am 24.09. zunächst, P. Kentenich müsse zurück nach Milwaukee. Prälat Wissing erbittet eine Audienz bei Paul VI. mit dem Ziel, diesen Beschluss rückgängig zu machen. Von dieser Audienz, die am 11.10. stattfindet, kommt er jedoch ohne Hoffnung, traurig und geschlagen zurück. P. Kentenich meint allerdings schon damals: „Das war kein Misserfolg.“

Am Tag zuvor, am 10.10., hatte eine (zweite) Pilgerfahrt des jungen Priesterverbandes nach Rom begonnen, die bis zum 21. Oktober ging. Die beiden wichtigen Daten, 11. und 20.10., sind also jeweils genau um einen Tag umfassen von dieser Pilgerfahrt des jungen Verbandes nach Rom. Am 20.10. findet eine Sondersitzung aller Kurienkardinäle statt, deren Ergebnis die Aufhebung aller Dekrete gegen den Gründer Schönstatts ist. Die Unterschrift des Papstes trägt das Datum vom 22.10.1965.

Mitten in diesen dramatischen Tagen macht sich P. Kentenich in aller Seelenruhe auf die Suche nach dem Ort für ein Schönstatt-Heiligtum in Rom. Am 26.10.1965 ist er zusammen mit den Bischöfen Bolte und Tenhumberg auf dem

---

<sup>1</sup> Diesem Artikel liegen zwei Referate zugrunde, die bei der Jahrestagung des Josef-Kentenich-Instituts im Frühjahr 2003 von Michael Schapfel und von Dr. Peter Wolf gehalten wurden.

Grundstück an der Via di Boccea, von dem er „sehr angetan“ ist. Er sagt dort, dass Heiligtum und Zentrum „ein Geschenk an die Gottesmutter sein solle. Das sei sozusagen eine Art Krönung des ganzen Werkes. Seinerzeit nach Dachau hätten wir die Anbetungskirche versprochen, nun sei dieses ein sinnvoller Abschluss der anders gearteten Sorgen, Kämpfe, Leiden und Bemühungen der letzten fünfzehn Jahre.“

Am 16.11. überreicht ihm Weihbischof Tenhumberg zu seinem 80. Geburtstag zwei Geschenke: zunächst die Medaille, die der Papst allen teilnehmenden Bischöfen des Konzils geschenkt hatte. Dabei bezeichnet er sie „als ein kleines Zeichen für das Ineinander und Miteinander von Konzilsgeschichte und Schönstattgeschichte, von Ihrer persönlichen Lebensgeschichte und der Kirchengeschichte der heutigen Zeit“. Dann fährt er fort: „Aber ich möchte Ihnen auch noch ein Zweites schenken, und zwar wiederum im Namen dieses Kreises, insbesondere aber im Namen unseres Generalpräsidiums und damit im Namen aller Gemeinschaften ... Dieses Geschenk soll sein: das Heiligtum unserer Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin für die Stadt des Hl. Vaters.“ Dann deutet er dieses künftige Heiligtum unter drei Gesichtspunkten. Es sei „(1.) das Symbol der Freiheit für das Werk und seinen Gründer. Es ist wie eine Krone, die wir nun mit Ihnen der Gottesmutter schenken. Es ist wie ein Dokument für das nun ewige Ineinander und Miteinander von Kirche und Schönstatt, von Schönstatt und Kirche. ... Es ist aber (2.) zugleich ein Symbol für die Einheit. ... Dieses wertvolle Gut der Einheit, der familienhaften Geschlossenheit möchten wir nie verlieren. ... Und drittens schließlich soll das römische Heiligtum ein Zeichen sein für die Sendung, für die neue Sendung Schönstatts ... ein Zeichen, dass Schönstatt entsprechend Ihrem Wort und Ihrer Weisung und nach den Grundlinien Ihrer Gründung, immer um die Kirche am neuen Ufer sich sorgen wird.“

Am 08.12.1965, am Schlussakt des II. Vatikanischen Konzils, legen die Vertreterinnen und Vertreter der Schönstattfamilie symbolisch den Grundstein für das versprochene Heiligtum, errichten ein Bildstöckchen auf dem Grundstück an der Via di Boccea und schalten sich ganz ein in den Schlussakt des Konzils, bei dem der Papst den Grundstein für die neue große Kirche Mater Ecclesiae segnet. In diesem Vortrag, der alleine eine ganze Tagung wert wäre, sagt P. Kentenich: „Wir wollen nun nach Rom und in Rom mithelfen, das Bild der Kirche, also die nachkonziliare Sendung der Kirche auch von hier aus mitzuvollziehen.“ Und dann nennt er drei Kennzeichnungen dieser neuen Kirche: Sie sei „auf der einen Seite tief innerlich be-seelt traditionsgebunden, aber auf der anderen Seite ungemein frei, gelöst von erstarrten, traditionsgebundenen Formen.“ Sodann „eine Kirche, die in überaus tiefgreifender Brüderlichkeit geeint, aber auch gleichzeitig hierarchisch, ja väterlich gelenkt und regiert wird“ und drittens „eine Kirche, die die Sendung hat, die Seele der heutigen und der kommenden Kultur und Welt zu werden.“ Schließlich spricht er ausgiebig von Maria als der Mutter und dem Muster der Kirche.

Am 02.02.1966 sagt er, noch einmal auf dem Grundstück: „Weshalb haben wir das Gelände erstanden? Was wollen wir hier? ... Dass die Gottesmutter von hier aus dafür sorgen soll, dass die Weltkirche in ihrer Leitung ein herzhaftes Ja sagt zu Schönstatt, dass sie Schönstatt anerkennt. Der Heilige Vater, ... der Heilige Stuhl, ja

darüber hinaus der gesamte Episkopat soll ein herzhaftes Ja zu Schönstatt sagen. Und zwar soll er Schönstatt so bejahen, wie es im Plane stand und steht, also nicht ein gekürztes Schönstatt schaffen, nicht – welche anderen Ausdrücke soll ich dafür gebrauchen? – ein verbildetes Schönstatt, ein halbes Schönstatt, ein geköpftes Schönstatt, nein, das Urschönstatt so, wie wir glauben, dass es in den Plänen der ewigen Weisheit und der ewigen Liebe steht.“

Der Gründer hatte die Trägerschaft für das künftige Romheiligtum und -zentrum dem Schönstatt-Institut Diözesanpriester übertragen. Seit diesen Tagen herrschte eine große Unruhe im Priesterverband über diese riesige Verantwortung, die der gerade sich neu findenden Gemeinschaft aufgeladen wurde. Auf Vorschlag des Gründers konstituiert sich 1966 das Romkuratorium, das schon zu Beginn signalisiert: Der Priesterverband als Trägergemeinschaft baut nicht allein, sondern baut zusammen mit den vielen anderen, mit den Gemeinschaften, die vertreten sind im Generalpräsidium und die nun auch ihre Vertreter entsenden in das Romkuratorium. Das künftige Romheiligtum ist Aufgabe und Verantwortung der gesamten weltweiten Schönstattfamilie und all ihrer Gemeinschaften. 1966 und 1968 pilgern wieder junge Verbandspriester nach Rom. Am Abend des 14.09.1968, wenige Stunden vor dem Tod P. Kantenichs, zeigt Rudolf Weigand als Vorsitzender der Romkommission dem Gründer die Pläne für das Romheiligtum und -zentrum, von denen P. Kantenich sehr angetan ist. Am Vorabend seines Todes geht es um Rom! Im Jahr darauf werden diese Pläne überraschend angenommen. Man kann es gar nicht fassen. Man hat die Bauerlaubnis, aber es wird nichts daraus. Es fehlen die Kräfte, eine so große Sache zu schultern.

Mit dem Beginn der siebziger Jahre folgt eine Zeit der Unsicherheit. Man diskutiert über das Gelände. Ist es nicht zu weit weg, nicht zu abseits gelegen, ist es überhaupt zu erreichen? Man sucht nach besseren Möglichkeiten in der Stadt. Unzählige Gelände und Gebäude werden angeschaut. Immer wieder fahren Leute aus dem Romkuratorium und aus der Priestergemeinschaft nach Rom. Es ist eine Phase des Suchens und Tastens nach dem Willen Gottes. Es geht nicht voran, ja, man verliert sich, man verzettelt sich. Weder Leute noch Finanzen sind frei für Rom. Gleichzeitig ist im „jungen Verband“, wie er damals oft genannt wird, ein neuer Aufbruch zu spüren. Es sind die Jahre, wo er zusammen wachsen muss mit den Brüdern, die längst dazu gehören, die schon nach 1945 den Verband gebildet haben. Die Gemeinschaft braucht noch viel Kraft nach innen. Noch ist die Satzung nicht ausformuliert. Noch fehlt ein eigenes Haus, eine Heimat für die Gemeinschaft. Man beginnt in dieser Zeit mit dem Heiligtum auf Berg Moriah, ist beschäftigt mit Plänen für ein Vaterhaus. Auf Moriah entstehen Heiligtum und Priesterhaus. Doch auch in dieser Zeit gerät Rom nicht aus dem Blick. Immer wieder pilgern Mitbrüder nach Rom. Parallel zu den Anfängen auf Berg Moriah ist die Gemeinschaft in Rom auf der Suche nach einer vorläufigen Bleibe. Im Oktober 1978 entsteht in der Via Icilio auf dem Aventin das Centro Padre Kantenich, in dessen Hauskapelle bereits der Altar und andere Einrichtungsgegenstände des künftigen Heiligtums ihren Platz finden.

Die Vision ist nicht verblasst und lässt immer neu in Richtung Rom aufbrechen. In den siebziger Jahren waren die Arbeiten an den Satzungen weitergegangen, und es stand an, sich um die Anerkennung der Gemeinschaft in Rom zu bemühen. Die Gemeinschaft trug ihre Regel nach Rom als ein Symbol und eine Zusammenfassung dessen, was ihr Gründer an Ideen und Anliegen in die Kirche einbringen will. Sie vergleicht diese Vision mit früheren großen Sendungen, die sich ganz dienend in die Kirche eingebracht haben, wie Benedikt, Franziskus, Ignatius. In diese Zeit fällt auch, dass die ganze internationale Schönstattfamilie 1985 nach Rom ging. Nie waren so viele Schönstatter auf einmal in der Heiligen Stadt. In der großen Schönstattfamilie lebt Begeisterung und Verpflichtung, ihren Gründer nach Rom zu bringen. Das muss uns im Blut bleiben. Wir gehören hinein in die Herzmitte der Kirche! In der Folgezeit gibt es noch einen langen Marsch. Von 1987 bis 1990 jeweils in den Ferien sind junge Verbandspriester zu Fuß unterwegs in die Heilige Stadt. Sie tragen mit sich ein MTA-Bild. Sie tragen es von Etappe zu Etappe, von Berg Moriah durch Deutschland, durch die Schweiz, durch Italien bis nach Rom.

Im Jahr 1993 gibt der Generalkongress des Instituts der neugewählten Generalleitung den Auftrag, in ihrer Amtszeit alles dafür zu tun, dass das Versprechen des Romheiligums und -zentrums verwirklicht wird. Gleich im Jahr 1993 haben wir begonnen jährlich einzuladen, mit uns nach Rom zu fahren, damit der Auftrag nicht aus dem Blick gerät. Von Jahr zu Jahr haben wir gehofft, beginnen zu können. Von Jahr zu Jahr haben wir Leute eingeladen, die mit uns solche Hoffnungen geteilt haben. Wir wollten und durften die Vision nicht aus den Augen verlieren. 1994 krönten wir zusammen mit Erzbischof Errázuriz das MTA-Bild am Bildstock auf dem Gelände an der Via di Boccea. 1998 folgten wir einer Einladung des Heiligen Vaters, der im Heilig-Geist-Jahr die geistlichen Bewegungen zu einer Pfingstvigil eingeladen hatte. Nie zuvor hatte der Papst in solcher Deutlichkeit klargemacht, dass er für die Zukunft der Kirche im nächsten Jahrtausend auf die geistlichen Bewegungen setzt. Dieses Pfingsten 1998 mit dem Heiligen Vater gehört im Bewusstsein unserer Gemeinschaft inzwischen mit zu der Vision, die sich für uns mit Rom verbindet. Wir brauchen ein solches Zentrum in Rom, weil wir mit den geistlichen Bewegungen dort präsent sein wollen, weil wir mit ihnen gemeinsame Sache machen wollen für die Kirche. Im Juni 1999 kommen Chiara Lubich und Andrea Riccardi nach Schönstatt. Unsere Familie wird damit noch stärker hineingezogen in das Miteinander der geistlichen Bewegungen. Auf dem Weg der geistlichen Vorbereitung auf das Jahr 2000 hat Schönstatt die reiche Gedankenwelt unseres Gründers im Blick auf Christus, den Heiligen Geist, den Vatergott und die Heiligste Dreifaltigkeit zusammengetragen und in viele Sprachen übersetzt. In der ganzen Welt kam es zu einem inneren Mitgehen der Schönstatt-Bewegung mit den großen Gedanken des Papstes bei der Vorbereitung auf das Gnadenjahr 2000. Der Heilige Vater bedankt sich am Ende dieses Jahres 2000 für das Mitgehen Schönstatts. Er besucht das erste Schönstattheiligtum in Rom, das Cor-Ecclesiae-Heiligtum unserer Schwestern. Er schaut auf die MTA, er begrüßt sie, er glaubt mit uns an diesen Gnadenort. Und endlich, am 20.09.2002 kommt nach vielen Verzögerungen, nach vielen Enttäuschungen die

Bauerlaubnis. Oft wussten wir uns kurz vor dem Ziel, dann standen wir wieder am Abgrund. Mehrmals drohte das endgültige Aus für unser Projekt. Und dann kommt die Bauerlaubnis doch, und zwar ohne Schmiergeld. Unsere Generalleitung hatte beschlossen, wir lassen uns nicht auf diese Ebene ein. Wir wollten wissen, ob die MTA die Sache will, und nicht, ob wir es durchbringen könnten. Wir haben uns für römische Verhältnisse ohnmächtig gemacht. Und es wurde trotzdem möglich. Der Tag der Bauerlaubnis fiel in dieselbe Woche, in der hier in Deutschland das Marienbuch „Christsein mit Maria“ gedruckt wurde, ein sprechendes Zeichen für den inneren Zusammenhang, dass wir mit dem Bau des Romheiligtums das Bild Mariens, wie Josef Kentenich sie kündigt, nach Rom bringen wollen. Alle, die sich mit ihm verbunden wissen, sind eingeladen, sich einzuschalten in den Weg der kommenden Monate und Jahre. Die Grundsteinlegung des Matri-Ecclesiae-Heiligtums ist am 08.12.2003, die Einweihung ist für den 08.09.2004 vorgesehen.

Angel Lorenzo Strada

## DAS ROMHEILIGTUM UND DER VIERTE MEILENSTEIN



Der Autor: Angel Lorenzo Strada, geb. 1939, ist Mitglied der Generalleitung der Schönstatt-Patres und Postulator im Seligsprechungsprozess für den Gründer der Schönstatt-Bewegung, P. Joseph Kentenich.

Die Genehmigung zum Bau des Rom-Heiligtums wird von vielen in der internationalen Schönstattfamilie nach fast 40 Jahren des Hoffens und des Kämpfens mit den römischen Behörden als großes Geschenk gesehen. Ein Heiligtum im Zentrum der Weltkirche, eine Verstärkung der Präsenz des Werkes im Rom! Es handelt sich dabei nicht einfach um ein Heiligtum mehr in der Liste der über 170 Filialheiligtümer auf der ganzen Welt, vielmehr erhielt das Romheiligtum durch den Gründer schon zu Beginn seiner Entstehungsgeschichte einen besonderen Titel: „das Heiligtum des vierten Meilensteins“. Damit wollte Pater Kentenich nicht etwa nur einen Namen vergeben, sondern hervorheben, dass dieses Heiligtum Symbol eines geschichtlichen Vorgangs und Träger einer besonderen Sendung ist.

## Das Liebesbündnis und seine Geschichte

Ganz wenige Heiligtümer können geschichtlich in direkte Verbindung mit einem Meilenstein gebracht werden. Meilensteine signalisieren in Schönstatt einen spezifischen Einschnitt in die geschichtliche, lebensmäßige Entwicklung des Liebesbündnisses.

Die vier Meilensteine bilden insgesamt eine Einheit, sie sind nicht voneinander zu trennen, aber auch nicht zu vermischen. Was sie miteinander verbindet, ist die einzigartige Realität: Einbruch des Göttlichen in unsere Familiengeschichte. Gott hat immer wieder die Initiative ergriffen und im Bund der Liebe eine hochherzige Antwort bekommen. In geschichtlichen Ereignissen, durch konkreten Personen, an bestimmten Daten kann man diese Initiative feststellen und festmachen. Denn Heilsgeschichte hebt keineswegs die Konkretheit der menschlichen Geschichte auf, sie gibt ihr aber eine tiefere Dimension und kommt aus tieferen Quellen. Solche Ereignisse und Daten sind darum keine bloßen historischen Reminiszenzen, sondern Kräfte, die weiterwirken können und wollen. Sie rufen Personen und Gemeinschaften zu einem Prozess der schöpferischen Aneignung auf. Was sich in der Vergangenheit als Gnade und Aufgabe gezeigt hat, behält eine bleibende Bedeutung als Lebensquelle und Orientierung für Gegenwart und Zukunft. Es geht deshalb nicht um reines Festhalten und nostalgisches Erinnern an Vergangenes, sondern um Gegenwart und Zukunftsgestaltung aus den Ursprungs Kräften und ihrer konkreten Wirkungsgeschichte. P. Kantenich sagt dazu: "Aus der Geschichte der Familie müssen wir lernen, durch die Geschichte der Familie uns erziehen lassen, damit wir fähig werden, die heutige Geschichte zu meistern und selber Geschichte zu machen" (Oktoberwoche 1967, 147).

Der erste Meilenstein lädt ein zu einem Stehen in göttlichem Licht, zum Heroismus des Glaubens an die göttliche Initiative im Urheiligtum am 18. Oktober 1914. Durch diesen Einbruch des Göttlichen entwickelt sich eine originelle Gnaden-, Lebens- und Ideenwelt; er findet seine Achse im zweiten Meilenstein am 20. Januar 1942. Mit Beginn der Dachauzeit entfaltet sich der Heroismus der Hoffnung und das Stehen in der göttlichen Zuversicht. Bald wird eine dritte Etappe, am 31. Mai 1949 im Heiligtum von Bellavista (Chile) zu einem Stehen in der göttlichen Kraft und dem Heroismus der Liebe rufen. Es folgen die schweren Jahre von Milwaukee. Am 13. September 1965 beginnen mit der Einberufung des Gründers nach Rom entscheidende Monate: das Heilige Offizium muss sich neu mit seinem Fall beschäftigen. Am 20. Oktober wird die Angelegenheit in einer Vollversammlung beraten und die Weitergabe an die Religiösenkongregation verfügt. Zwei Tage später wird diese Entscheidung des Hl. Offiziums durch Papst Paul VI. bestätigt. Es folgt im November der Austritt aus der Gemeinschaft der Pallottiner und die Aufnahme in den Klerus der Diözese Münster durch Bischof Höffner. Am 18. dieses Monats wird der 80. Geburtstag des Gründers gefeiert, das Generalpräsidium schenkt ihm im Namen des ganzen Werkes das Versprechen, in Rom ein Heiligtum zu bauen. Die symbolische Grundsteinlegung ist am 08. Dezember. Am 22. Dezember wird P. Kantenich



von Papst Paul VI. in einer Audienz empfangen, und am Heiligen Abend kommt er nach vierzehn Jahren wieder nach Schönstatt zurück. Aus den gnadenhaften Ereignissen dieser Monate entwickelt sich der vierte Meilenstein mit seiner Botschaft: Stehen in göttlicher Sieghaftigkeit. P. Kentenich drückt diesen Vorgang folgendermaßen aus: „der vierte Meilenstein, das ist so: Er hat sich haarscharf am 22. Oktober 1965 ereignet, parallel dazu der 22. Oktober 1951. Am 22. Oktober 1951 bin ich in die Verbannung gegangen... Und genau nach so und so vielen Jahren, genau am 22. Oktober, hat der Papst alles aufgehoben. Was ist das? Meilensteine! Das ist die Frucht des Lebens aus dem Lichte, aus der Zuversicht und aus der göttlichen Kraft“ (Ansprache an Bundespriester in Haus Regina am 12. April 1966, in: *Propheta locutus est* 7, 38. In nachfolgenden: PLE).

All diese Geschehnisse im Leben des Gründers und seiner Gründung können in ihrer Bedeutung nicht verstanden werden, wenn man sie nicht im Lichte des herausragendsten Ereignisses in der Kirche des 20. Jahrhunderts, dem II. Vatikanischen Konzil, betrachten würde. Dieses Konzil wurde von Papst Johannes Paul XXIII. am 25. Januar 1959 angekündigt und am 11. Oktober 1962 feierlich eröffnet. Der vierte Meilenstein ereignet sich während der vierten und letzten Sessio des Konzils und kurz nach seinem Abschluss am 8. Dezember 1965. Es gibt ein chronologisches, nicht zufälliges Zusammenfallen, aber vor allem eine innere Konvergenz von Schönstatt- und Kirchengeschichte. Dieses Ineinander begründet wesentlich die Botschaft des vierten Meilensteins.

### Wofür die Führung Gottes?

Die Exilzeit in Milwaukee, die Monate in Rom und die Rückkehr nach Schönstatt lassen sich aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Am wichtigsten ist der Stellenwert, den diese Ereignisse in der Führung Gottes und in der Entwicklung des Liebesbündnisses haben. Pater Kentenich versteht sie als eine intensive Aktualisierung des Paschamysteriums in ihm und seiner Gründung. Wenn durch die Taufe alle Christen und alle Gemeinschaften berufen sind, an Tod und Auferstehung Christi teilzuhaben, wieviel mehr gilt das für einen Gründer und ein Werk zur Erneuerung christlichen Lebens!. „Die Kirche, die uns ans Kreuz geschlagen hat, die uns gekreuzigt hat, holt uns jetzt vom Kreuz herunter... Der Gott, der dahinter steht, der uns den Karfreitag, die Leidenswoche des Heilandes hat nachleben lassen, oder besser: der Heiland, der all das in uns noch einmal gelitten, möchte jetzt in einzigartiger Weise in der Familie Verklärung und Auferstehung feiern“ (Romvorträge II, 221). Wir brauchen hier nicht daran zu erinnern, wie groß und tief das Leid der vierzehn Jahre des Exils für den Gründer und für die Gründung war. Entsprechend groß war aber auch die Freude der Befreiung und der Rückkehr am Heiligen Abend 1965, die von Pater Kentenich als ein „zweites Wunder der Heiligen Nacht“ bezeichnet wird. „Was bedeutet es historisch? Es ist eine wundersame Befreiung von inneren und äußeren Fesseln sowohl des Familienoberhauptes als auch der Familienglieder und -gliederungen, um dadurch vollkommen frei zu werden für unentweg-

ten heroischen Aus- und Aufbau unseres marianischen Christ-König- und Vaterreiches“ (Weihnachtstagung 1966, 45)

So wie der gestorbene und auferstandene Christus weiter in seiner Kirche lebt und wirkt und von ihr nicht getrennt werden kann, so haben auch diese Ereignisse ihre grundlegende Bedeutung im Wachstum und in der Vertiefung der Liebe zur Kirche. Ohne zu leugnen, dass kirchliche Autoritäten die Ursache für viel Leid und Ungerechtigkeiten waren, bestätigt P. Kantenich erneut vorsehungsgläubig: „Wahrhaftig, 'Dilexit Ecclesiam'! Die Liebe zur Kirche hat uns gedrängt, das Werk ins Leben zu rufen, oder besser gesagt, den lieben Gott bestimmt, uns diese Sendung zum Wohle der Kirche zu geben... Die Liebe zur Kirche hat uns gedrängt, ja, den Kreuzweg des Herrn uns von der Kirche selber gehen (zu) lassen; das Kreuz des Herrn, Kreuzigung, von der Kirche selber gefallen zu lassen... Die Liebe zur Kirche drängt uns auch jetzt, diese Kirche, die uns verfolgt hat, mit endloser Wärme zu lieben, alles Vergangene zu vergessen und mit der ganzen Kraft uns nunmehr einzusetzen, dass unsere Familie die große Sendung erfüllt, der Kirche zu helfen, siegreich zu stoßen an das Ufer der neuesten Welt, also das Ideal der neuen Kirche, der Kirche am neuesten Ufer zu verwirklichen“. (Vortrag vor der Schönstattfamilie, 31. Dezember 1965, in: PLE 2, 268)

Deshalb gelten für diese Etappe der Familiengeschichte in verdichteter Form die Worte des Gründers: „eine Heilsgeschichte, eine Heiligkeitgeschichte und eine Geschichte des Heiligkeitsstrebens und -lebens“ (Weihnachtstagung 1966, 93). Die Person des Gründers und die Bindung der Familie an ihn nehmen in dieser Zeit eine zentrale Rolle ein. Die Väterlichkeit Gottes wird sichtbar und erfahrbar in der Väterlichkeit Pater Kantenichs. Gleichzeitig wird deutlich, dass die großen Antworten auf die Probleme des Menschen und der heutigen Kultur gerade in der Erfahrung der Väterlichkeit liegen, sowohl der Väterlichkeit Gottes als auch der Väterlichkeit auf der Ebene der natürlichen Familie, der Autoritäten in der Kirche und der Gesellschaft. Pater Kantenich ist überzeugt, dass sich die ersehnte Brüderlichkeit unter den Menschen und den Völkern ebenso wie innerhalb der Gemeinschaft der katholischen Kirche und unter den verschiedenen christlichen Konfessionen durch die Präsenz und das Handeln väterlicher Persönlichkeiten verwirklichen lässt. Das „Victoria Pater“ ist der innerste Kern der Sehnsucht Pater Kantenichs in seinen letzten drei Lebensjahren und eines der wichtigsten und fruchtbarsten Elemente seines geistlichen Vermächnisses.

## Stimmigkeit mit einem Pfingstereignis: Das Konzil

Das Wirken Gottes in Schönstatt kann nicht isoliert gesehen werden, es steht in engem Zusammenhang mit dem II. Vatikanischen Konzil, das Pater Kantenich als eine Gegenwärtigsetzung des pfingstlichen Heilsgeschehens betrachtet: „Der Pfingstsaal hat sich erneuert. Der Heilige Geist ist herabgekommen auf das Konzil und durch das Konzil auf die neue oder zu erneuernde Kirche“. Es bedeutet einen „ungeheuren Einschnitt“, eine Art „Neugeburt der Kirche“ (Vortrag vor den Standes-

leitern der Schönstatt-Patres, 10. Februar 1968, 1). In der gläubigen Überzeugung Pater Kentenichs hat diese Wirkung des Heiligen Geistes in der Kirche eine tiefe Stimmigkeit mit der Wirkung des Heiligen Geistes in Schönstatt. Es gibt ein In- und Zueinander der beiden göttlichen Initiativen: "Der 18. Oktober 1914: Inauguratio einer universellen Revolution von Schönstatt aus, eine geistige Revolution... Eine göttliche Initiative, die fünfzig Jahre später sich auch vollzog, offiziell, im Raum und Rahmen der ganzen Kirche durch das Konzil...Was vor fünfzig Jahren in Schönstatt aufgequollen ist, hat sich nachher in umfassender, offizieller Weise auf dem Konzil ereignet" (Vortrag in Münster, 23 Oktober 1966, in: Familie Gottes. Vorträge in Münster, 149). Das Konzil hat – freilich ohne direkten Einfluss Schönstatts - ein Erneuerungsprogramm für die gesamte Kirche beschlossen, das in sehr vielen Punkten Ähnlichkeit mit dem Programm Schönstatts hat. Es gibt seit dem Konzil "eine gewisse Harmonisierung" (Oktoberwoche 1967, 36). Doch dieses Erneuerungsprogramm lässt sich nicht ohne Beseitigung der Hindernisse verwirklichen, die noch in der Kirche vorhanden sind und nicht ohne den festen Willen zur Offenheit für neue Wege. Vor allem die erste Session des Konzils war durch eine Konfrontation der Konservativen mit der Position der Erneuerer gekennzeichnet. Pater Kentenich stellt auch in dieser Hinsicht eine Übereinstimmung fest: "Dieselben Kämpfe, die wir - ich muss schon sagen: mit der Kirche, nicht gegen die Kirche - als Glieder der Kirche in der Kirche - gekämpft haben, haben die Konzilsväter während des Konzils gekämpft. Da sind einander ständig gegenübertretende Kräfte, die außergewöhnlich traditionell orientiert, und Kräfte, die fortschrittlich orientiert waren. Vor hier aus verstehen Sie eigentlich erst unsere Kämpfe, aber auch gleichzeitig den jetzigen Abschluss der Kämpfe" (Vortrag 29 Dezember 1965, vor dem Jungmännerbund in der Marienau, in: PLE II, 115).

Die Geschichte beider Visitationen (Weihbischof Stein, Pater Tromp) ist eigentlich eine Geschichte der Unstimmigkeit in den theologischen, pädagogischen und pastoralen Auffassungen. Eine Seite orientierte sich an den neuen Zeit, die andere blieb in der alten Zeit stecken. Pater Kentenich benutzt dafür verschiedene Ausdrücke: Die Kirche wollte uns einebnen, wollte uns nivellieren, wollte uns zurückorientieren am Alten Ufer. Und wir waren von Anfang an am Neuen Ufer orientiert. „Der Streit der verflochtenen Jahre war ja zu tief ein Streit um das Kirchenbild. Die Kirche von gestern hat unser Kirchenbild nicht verstanden. Die Kirche von gestern, die hat sich ja bemüht, unser Kirchenbild einzuebnen, dem überspitzt gesehenen traditionellen Kirchenbilde" (Vortrag in Rom, 8. Dezember 1965, Symbolische Grundsteinlegung zum Romheiligtum, in: PLE 1, 116). Viele Umstände hatten letztlich dazu geführt, dass das Ergebnis der kirchlichen Überprüfung des Lebens und der Prinzipien, die aus der Erfahrung und der Reflexion über das Handeln Gottes in Schönstatt entstanden sind, nicht dem letztlich Ersehnten und Erhofften, nämlich einem tiefen Verstehen der zentralen Botschaft Schönstatts und ihrer Annahme, entsprach. Im Geist des Konzils und dessen Entscheidungen sieht P. Kentenich jedoch eine implizite Bestätigung seiner Vision: „Was wir nicht fertig gebracht, das hat der Herrgott fertig gebracht durch das Konzil. Denn was das Konzil wollte, ist genau

das, was wir wollten und immer gewollt haben" (Vortrag an die Schönstattpatres, 28.12.1965).

In diesem Kontext bekommt die Begegnung mit Papst Paul VI. am 22. Dezember 1965, eine besondere Bedeutung, sie wird von Pater Kentenich als "ein historischer Akt" bezeichnet, als „Abschluss einer langen Kampfesperiode" und "Integrierung Schönstatts hinein in die Kirche durch das Oberhaupt der Kirche" (Vortrag für Priester in der Marienau, 28. Dezember 1965, in: PLE II, 23)

Die Feststellung der Stimmigkeit zwischen Konzils- und Schönstattgeist ist für den Gründer keineswegs ein Grund zu einem billigen Triumphalismus oder für ein naives "wir haben schon alles", sondern ein Beweis für das göttliche Wirken in der Familiengeschichte und ein deutlicher Anruf Gottes, sich ganz in den Dienst der geistgewirkten Sendung der postkonziliaren Kirche zu stellen. „Jetzt stehen wir miteinander auf dem Boden, auf dem Denken und Empfinden der Kirche. Deswegen mag es uns heute viel, viel leichter werden, durch die Kirche hindurchzugehen und unsere Aufgabe dorten zu lösen" (Vortrag 8. Dezember 1965, Symbolische Grundsteinlegung zum Romheiligtum, in: PLE 1, 125)

## Eine neue Situation

Diese erkannte Stimmigkeit ist aber auch der Anfang einer neuer Situation im Verhältnis Schönstatts zur Kirche: „Die großen Kämpfe der vergangenen Zeit haben einen Abschluss gefunden" und "die Atmosphäre in der Kirche ist eine wesentlich andere (geworden). In dieser Atmosphäre können wir existieren, und aus dieser Atmosphäre heraus können wir ruhig und sicher unseres Weges weitergehen." (Predigt in Münster, 26. Dezember 1965, in: PLE 1, 175). In diesem Sinne gibt es eine deutliche Akzentverschiebung zwischen der Situation vor und nach dem Konzil. Im dritten Meilenstein stand die Auseinandersetzung mit der Kirche im Vordergrund. Die Sendung des 31. Mai 1949 verlangte eine "Mobilmachung aller Kräfte" für die Niederlegung einer Mauer, für die Überwindung eines Bazillus, der in Kreisen der Kirche und in der abendländischen Kultur eine zerstörerische Auflösung des Bindungsorganismus zur Folge hat. Aus Liebe zur Kirche nimmt die prophetische Denunzierung einer mechanistischen, separatistischen Art des Denkens, Lebens und Liebens eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung ein. Mit dem vierten Meilenstein bricht eine neue Zeit an. Sie besteht in der "Niederlegung der Gegensätzlichkeiten" (Vortrag für den Jungmännerbund, 29. Dezember 1965, in: PLE II, 129) und vor allem im hochherzigen Dienst an der postkonziliaren Sendung der Kirche. Denn diese nachkonziliare Sendung ist die vorkonziliare Sendung Schönstatts (vgl. Vortrag 8. Dezember 1965 in Rom, in: PLE 1, 125). Diese Aussage wird zu einer Grundthese unseres Gründers in seiner Rezeption des Konzils und in seiner Botschaft nach seiner Rückkehr. Er geht so weit, dass er die große Ziele des Schönstattwerkes mit der Sendung des Konzils gleichsetzt: „Denken Sie ferner an all das, was wir so wissen von der Rettung der Sendung des Abendlandes. Aber immer in Verbindung mit den Kontaktstellen, das müssen Sie festhalten. Und endlich der a-

postolische Weltverband. Die großen Ziele. Für alle die Ziele die neue Formulierung: Sendung des Zweiten Vatikanischen Konzils." (Vortrag an Schönstatt-Patres, 25 Februar 1967). Doch nicht nur in den großen Zielen, sondern auch im konkreten Leben soll ein Ineinander der Lebensquellen Schönstatts, seiner originellen Spiritualität mit den allgemeinen Quellen christlichen Lebens, den Interessen der Kirche, ihrer Ausrichtung, sowohl auf Ortsebene als auch universell entstehen. Die lebens- und ideenmässige Identifikation mit Schönstatt soll zu einer ähnlichen Identifikation mit der Kirche führen: "Sentire cum familia" (Schönstatt), das jetzt gleichbedeutend ist und mehr und mehr gleichbedeutend werden muss mit dem Sentire cum ecclesia" (Vortrag vor der Schönstattfamilie, 31. Dezember 1965, in: PLE 2, 264). Diese Identifikation soll sich vor allem im hochherzigen Einsatz für das Leben in den Ortskirchen konkretisieren: „Welcher Diözese gehören wir an: als Priester, als Schwestern, als Frauen von Schönstatt? Nicht nur das Eigenleben, sondern das Eigenleben nicht vergessend, uns orientieren an der Umformung jeder Diözese nach dem Bilde der Gesamtkirche. Damit stehen klare, konkrete Ziele vor unseren Augen. Ite incendite mundum!" (ebd., 264)

Die dankbare Feststellung einer vom Geist Gottes gewirkten Stimmigkeit zwischen nachkonziliarer Sendung der Kirche und vorkonziliarer Sendung Schönstatts verhindert nicht, dass der Gründer auch auf manche Dimensionen aufmerksam macht, die im Konzil keine vollen Entfaltung gefunden haben. Er weist darauf hin: „was wir von Anfang an gewollt, geht in vielen Punkten ungleich weiter, als das Konzil jetzt umrissen hat.“ Gerade dort, „wo es sich um die zentralsten, die schwierigsten Fragen handelte - um das Verhältnis zwischen Welt und Kirche, das ist ja die Spezialität Schönstatts, nach der Richtung hat es von Anfang an seine größte Sendung gesehen... haben die Konzilsväter erklärt: das ist zu schwierig gegenwärtig“ (ebd., 269).

Und genau hier sieht er den besonderen Beitrag Schönstatts. Nebenbei gesagt, sollten wir uns nicht fast vierzig Jahre nach dieser Aussage des Gründers die kritische Frage stellen: Ist das Verhältnis Kirche-Welt heute weiterhin unsere Spezialität? Hat die Familie weiterhin "die Hand am Puls der Zeit" wie ihr Gründer? Welche Herausforderungen in den religiösen, ethischen, kulturellen, politischen und sozialen Bereichen, rufen uns auf, eine glaubwürdige Antwort zu geben? Schaffen wir modellhafte Bezüge zur Welt, an denen sich andere kirchliche Gemeinschaften orientieren können? Die Antwort auf diese Fragen ist entscheidend für die Fruchtbarkeit des Werkes und seine Zukunftsträchtigkeit.

## Der Hereinbruch der neuesten Zeit

Als Beweis für seine Grundthese erwähnt Pater Kentenich oft eine zentrale geistige Haltung in unserer Schönstattgeschichte, die auch Zentralhaltung des Konzils war, nämlich die Zeitbezogenheit: "Das ist ja das Neue - wenigstens so scheint es, so wird es dokumentiert und proklamiert - was uns Johannes XXIII. gegeben: Fenster aufgerissen, Türen aufgerissen! Also nicht nur gefragt, was innerhalb der Kirche

an Strömungen herrscht, sondern was in der ganzen Welt an Strömungen herrscht. Erinnern Sie sich bitte daran, wie stark das hier umrissene Gesetz der geöffneten Tür von Anfang an unser Denken inspiriert. Wir haben immer gesagt, sind ausgegangen von dem Gedanken: wenn wir den Geist, den modernen Geist, den Geist der Zeit kennen lernen wollen, am besten lernen wir auf der Gegenseite ihn kennen. Darum, denken Sie meinerwegen nur an Nationalsozialismus, denken Sie an Bolschewismus. Das war ja immer unsere Stärke, von da aus uns zeigen und sagen zu lassen, was der liebe Gott im einzelnen von uns haben will. Das ist genau der Maßstab, den die Kirche heute anwendet. Türen sind auf. Die waren immer auf, Fenster waren immer auf für uns. So mögen Sie verstehen, wie es wahr geworden und wie es verständlich ist, dass unser Kirchenbild weitaus und lange Zeit vorweggenommen hat das Kirchenbild, das das Konzil heute festgestellt hat". (Vortrag in Rom, 8. Dezember 1965, in: PLE 1, 120)

Die lebendige Föhlung mit der Zeit ist für die Kirche keine nebensächliche Beschäftigung. Der Gott der Geschichte führt sie gegenwärtig durch konkrete Zeitverhältnisse, die die Merkmale einer säkularen Zeitenwende haben. Kirche und Welt sind zwei verschiedene aber nicht getrennte Größen. Für beide ist die Zeitenwende eine echte und schwierige Herausforderung. "Die Welt ist daran, ein neues Gesicht zu bekommen. Alle Kämpfe, die die Kirche jetzt durchkämpft, sind an sich Geburtswehen. Eine neue Welt, eine neue Kirche soll geboren werden" (Ansprache im Heiligtum in Gelsenkirchen-Horst, 25 November 1967, in: PLE XVI, 97). Die Bejahung solcher geschichtlichen Situation ist unabdingbare Voraussetzung für ihre Deutung und ihre Gestaltung: „Freuen sollten wir uns, in einer solchen Zeit zu leben, in der geistig alles durcheinander ist. Wir müssen nur den Mut haben zu prüfen, was der liebe Gott durch alle diese Strömungen uns sagen will...Es wird immer Fragen geben, die wie Rätsel vor uns stehen. Für jetzt ist wichtig, dass wir nicht ins Mauseloch kriechen, sondern uns freuen, ein derartiges Durcheinander, wie die heutige Zeit es uns bietet, mitzumachen. Der liebe Gott spricht. Und wie spricht er! Wir haben nur verlernt, seine Sprache einigermaßen zu verstehen und richtig zu interpretieren" (Weihnachtstagung 1967, 20). Pater Kentenich deutet die heutige Zeit als elementar zukunftssträchtig, mit einem Lebensgefühl, das geprägt ist von Neuerungssucht und Neuerungsfreudigkeit. „Heute geht es aber um die Zukunftssträchtigkeit des Christentums. Es geht auch um die Zukunftssträchtigkeit unserer Familie. Deswegen müssen wir geöffnet sein für alles Neue, so wie wir das immer waren" (ib., 29).

Die Kirche hatte den Anschluss an die moderne Welt zum großen Teil verloren. Beide standen einander fremd, manchmal feindlich gegenüber. Das Konzil suchte den Dialog und möchte teilhaben an Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute. Bei dieser konziliaren Öffnung der Kirche unterscheidet Pater Kentenich zwischen Konzilsdokumenten und Konzilsströmungen. Erstere sind zweifelsohne Wirkungen des Heiligen Geistes und ohne Abstriche zu bejahen und zu verwirklichen. Bei den vielfältigen Strömungen, die das Konzil im Organismus der Kirche ausgelöst hat, muss man aber unterscheiden, denn der Hereinbruch der

neuesten Zeit ist auch mit negativen Nebenerscheinungen verbunden. "Und wenn Sie nun sehen die Revolution in der Welt in allen Belangen, soziologische Revolution, politische Revolution, nehmen Sie, was Sie wollen..., dann müssen Sie das aber für selbstverständlich halten, dass dieselbe Totalrevolution im Raum der Kirche sich bemerkbar macht" (Patres-Exerzitien, November 1966, 26). Weiter vergleicht Pater Kentenich diese Zeit der Suche und der Umstellung mit der Zeit der Pubertät. Auf den Weg zur Reife gibt es Etappen der "Ich-, Du-, Wir- und Gott-Verwirrung", die Durchgangsstadium zur vertieften Entdeckung und Eroberung der eigenen Identität und Sendung sein sollen (ebd., 46ff.). Bei aller Kritik an manchen nachkonziliaren Strömungen, die eine billige Anpassung an den modernen Zeitgeist und Relativierung der katholischen Identität propagierten, pflegte Pater Kentenich "einen gemäßigten Optimismus" gegenüber dem nachkonziliaren Prozess der gesamten Kirche. Denn viele Erschütterungen sind zu vergleichen mit den Geburtswehen eines neuen Kirchenbildes. Nach dem Leiden folgt die Freude über das neue Leben.

## Die Strategie Schönstatts für die nachkonziliare Zeit

Das Konzil, sowohl seine Dokumente als auch die aufgebrochenen neuen Strömungen, verlangten eine neue Standortbestimmung von Schönstatt und von allen kirchlichen Gemeinschaften. Das neue Selbstverständnis der Kirche in sich selbst (Konstitution "Lumen Gentium") und in ihrer Beziehung zur Welt (Pastoralkonstitution "Gaudium et Spes") bildete eine ganz neue und veränderte Grundlage, die lebens- und reflexionsmässig rezipiert werden sollte. Dieser Prozess war nicht leicht, auch nicht für die Schönstattfamilie. Der Gründer spürte in manchen Kreisen den "Atem des inneren Zweifels", „Ansätze von innerer Zersplitterung" und „einen Ermüdungszustand". Viele beschäftigten Fragen wie: Stehen wir noch auf der Höhe der Zeit? Hat Schönstatt seine Modernität verloren? Ist Schönstatt durch das Konzil nicht total überholt? Pater Kentenich dazu: "Als ich noch drüben in Milwaukee war, kam wieder und wieder die Botschaft nach drüben: in manchen Kreisen der Familie Zerfallserscheinungen!... Schönstatt wäre rückständig geworden, stände nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Also Ansätze von innerer Zersplitterung!. Nach meiner Rückkehr sah ich deswegen meine Hauptaufgabe darin, die Familie wieder zu schließen und ihr nachzuweisen, wie modern wir nicht nur jetzt, sondern immer gewesen sind" (Vortrag am 20. Januar 1967, in: PLE XIV, 11. Vgl. auch Oktoberwoche 1967, 145; Weihnachtstagung 1967, 66)

Auf der anderen Seite gab es auch Kreise in der Familie, die kein großes Interesse am Konzil zeigten in der Überzeugung: "wir haben schon alles," oder "das Konzil hat nichts Neues für uns gebracht". Deshalb war das Studium der Konzilsdokumente in diesen Kreisen sehr ungenügend und unzureichend, die Kritik an postkonziliaren Strömungen undifferenziert und negativ.

Im Lichte dieses konkreten, geschichtlichen Hintergrundes in der Kirche und in Schönstatt kann man die strategische Richtung besser verstehen, die Pater Kentenich nach seinem Rückkehr verfolgt und vor allem in der Oktoberwoche 1966 ver-

kündet hat. Angesichts der pubertären Situation in Kirche und Welt müssen wir uns eine Zeit lang abriegeln und geschlossen bleiben, damit den Reifezustand der Familie nicht verloren geht. Gleichzeitig sollen alle Gliederungen der Familie "einander zusammenführen, zusammenfügen, immer mehr einen und zusammenarbeiten und -wirken" und mit allen Gliederungen der Kirche in einem freundschaftlichen Verhältnis stehen, nicht zuletzt mit der Gesellschaft der Pallottiner. Und sie sollen auch Sorge dafür tragen, dass die Familie "in die Weite, in die Höhe und in die Tiefe" wächst. Die eingeschlagene Linie der Kultivierung des Eigenlebens und der Bewahrung der eigenen Identität hält P. Kentenich für unabdingbar notwendig, aber sie sollte die Selbstgenügsamkeit vermeiden und Impulse für die Sendungsverwirklichung geben: "Sicher, ich kann mir denken, dass solche aus unserem Kreise, die die Zusammenhänge nicht genügend sehen, sich sagen: Es genügt doch, wenn wir Familie sind. Ja, wenn wir als Familie ein geruhames Dasein führen wollen, mag das vielleicht genügen. Aber wir wollen eine Welt erobern; und eine Welt können wir nur erobern, wenn wir in gewissen Sinne in absehbarer Zeit zu einem Abschluss kommen, eine in sich geschlossene, durchdisziplinierte, durchseelte Gemeinschaft werden, die ihre ganze Lebenskraft nicht verschleißt, um immer wieder neu zu überlegen: Wie können uns in der Familie wohl fühlen? Sondern: Wie können wir vorbereitet werden, um eine Welt zu erobern?" (Predigt zum Josefsfest in der Anbetungskirche, 19. März 1968, in: PLE XVI, 215). Als Antwort auf die neue Situation, die durch den erneuernden Impuls des Konzils entstanden ist, ruft Pater Kentenich zu einem starken Sendungsbewusstsein auf: "Wenn wir eine Weltmission haben, dann dürfen wir nicht in Gottseligkeit auf einem Inselchen der Seligen still für uns bleiben. Geht hinaus in alle Welt." Denn Schönstatt muss nach langjährigem, hartem Kampf "nunmehr aus der Katakomben heraussteigen, um eine Welteroberung zu beginnen". Und diese reife, geeinte und missionarische Familie muss sich auf die Bischöfe und auf den Papst hinorientieren. "Von hier aus bekommt an sich das neue Zentrum in Rom eine ganz besondere Prägung, eine ganz besondere Bedeutung" (Vgl. Oktoberwoche 1966, 243-250; Vortrag am 24. Dezember 1966, in: PLE XIII, 239 f.)

## Das neue Kirchenbild, ein Auftrag für Schönstatt

Das Konzil behandelte viele Themen und Aspekte kirchlichen Lebens: Liturgie, Offenbarung, Pädagogik, Ökumene, Religionsfreiheit... Doch der zentrale Leitgedanke war die Antwort auf zwei Fragen, die Paul VI vorgelegt hatte: "Kirche, was sagst du von dir selbst? Kirche, was sagst du der Welt?" Die Reflexion über Sein und Sendung der Kirche nach innen und nach aussen liessen im Konzil ein neues Kirchenbild entstehen. Solches Bild wird von Pater Kentenich in verschiedenen Ansprachen aufgegriffen. Zusammenfassend lassen sich mit seinen Worten folgende Züge aufzeigen:

a) Eine übernatürliche Kirche, vom Heiligen Geist regiert - eine Kirche, die sich nicht auf die eigene Gesetze, oder auf den Schutz des Staates verlässt, sondern auf



den Heiligen Geist - deswegen eine Kirche, die nicht mehr verbürgerlicht und starr in der Welt steht.

b) Eine dynamische, eine pilgernde Kirche in der Weggemeinschaft mit Christus - im Unterschied zur Kirche vergangener Zeiten, der sesshaften, versteinerten, verformten Kirche. Eine erneuerte Kirche, die traditionsgebunden ist und auf der anderen Seite total frei von erstarrten, traditionsgebundenen Formen. Eine Kirche, die zu den Menschen und zu den Völkern pilgert und nicht erwartet, dass die Menschen und die Völker zu ihr kommen - darum eine Kirche der suchenden Seelsorge.

c) Eine familienhafte Kirche, in der alle Mitglieder in Liebe verbunden sind, mit einer ausgesprochenen Geschwisterlichkeit und väterlich regiert - im Unterschied zu einer früheren Kirche mit einem starren Herrentum, einem militärischen Gehorsam, einem Abgrund zwischen Führenden und Geführten, mit Mangel an Verantwortung als Folge des römischen Patriarchalismus und der Konstantinischen Ära.

d) Eine arme und demütige Kirche - eine Kirche, die es liebt, arm zu sein, Abschied nimmt vom Pomp, die Freundin der Armen ist und nicht beim Staat um Wohlwollen bittet. Eine demütige Kirche, die sich selber als schuldig bekennt und um Verzeihung bittet - im Unterschied zu einer Kirche, die triumphalistisch und zum Teil stolz war. Nebenbei bemerkt: Dankbar erinnern wir uns an die Feier im Jubiläumsjahr 2000, in der Johannes Paul II. Gott und die Welt um Entschuldigung für die Fehler und Sünden der Kirche gebeten hat.

e) Eine weltüberwindende und weltdurchdringende Kirche - nicht Weltflucht aber auch nicht Weltsucht, nicht einmal Weltüberwindung, sondern Weltdurchdringung! Die Kirche soll Seele der Welt werden, damit Christus Herr der gesamten Weltkultur wird. Die Kirche muss bereit sein, an der Umformung der sozialen Verhältnisse schöpferisch mitzuwirken - im Unterschied zu einer Kirche, die die Fühlung mit der Zeit verloren hatte, isoliert und teilweise gegenüber der Welt feindlich eingestellt war. (Vgl. Vortrag am 8. Dezember 1965 in Rom; an die Schönstattfamilie in Münster am 26. Dezember 1965 und an die Landesleitertagung der Schönstatt-Patres am 10. Februar 1968 u.a.)

Bei dieser Zeichnung des neuen Kirchenbildes geht es für Pater Kentenich nicht darum, eine originelle und vollständige Zusammenfassung des Konzils darzubieten. Viele Theologen und lehramtliche Dokumente haben das versucht. Es geht ihm um etwas viel Wichtiges: An diesem Kirchenbild soll sich Schönstatt orientieren, es in den eigenen Reihen verwirklichen und damit eine universelle, praktische Antizipation der erneuerten Kirche darstellen und anbieten. „Die Familie soll nach Gottes Plan die Kirche so verkörpern, wie sie am neuesten Zeitenufer einmal auszusehen hat. Eine praktische Antizipation also, nicht bloß Antizipation der Idee. Und universell!... Nun die gewagte Behauptung: Wir glauben, die Sendung erhalten zu haben, die gesamte Kirche am neuesten Zeitenufer in der praktischen Konkretisierung weitgehend, also nicht nur in einzelnen Punkten, vorwegzunehmen“ (Oktoberwoche 1967, 141). In diese Zusammenschau der Sendung schließt Pater Kentenich den Einsatz für eine neue Gesellschaftsordnung ein: : „Wir sind gerufen, eine neue christliche Gesellschaftsordnung zu schaffen. Unsere Familie - hören Sie das Wort

noch einmal - die causa exemplaris, der Modellfall, für alles was der liebe Gott in der neuesten Zeit in Welt und Kirche wirken will" (ib., 155).

## Hinein in die Kirche

Zur Charakterisierung des Ineinanders von Schönstatt und postkonziliarer Kirche greift P. Kentenich auf zwei Begriffe zurück, die in der Geschichte Schönstatts eine besondere Bedeutung haben: Gleich- und Einschaltung. Gleichschaltung angesichts der postkonziliaren Sendung der Kirche bedeutet: Die Schönstattfamilie muss dieselben Eigenschaften, dieselben Kennzeichen haben wie das neue Kirchenbild. Sie muss sich an diesem neuen Kirchenbild, das der Heilige Geist geschenkt hat, messen. Und sie muss für diese neue Kirche arbeiten, sich für sie einsetzen. Eine unerlässliche Vorbedingung ist die Aneignung der Haltung der Offenheit, die die Erneuerung durch das Konzil ermöglichte. "Wir müssen der Auffassung der Kirche folgen, müssen uns gleichschalten dieser Auffassung. Weg also von der übertriebenen Festhaltung am Alten! Mitten hinein in das Gewoge der Zeit!" (Vortrag vor der Schönstattfamilie, 31. Dezember 1965, in: PLE 2, 259). Und Einschaltung bedeutet, dass dieses Ziel in enger Verbindung mit den primären Trägern der Sendung, Papst und Episkopat, gesucht und gelebt wird. „Einschaltung, das besagt: Was wir bisher auch getan, obwohl wir uns da und dort auseinandersetzen mussten - aber alles im Interesse der Kirche; Schönstatt kann immer von sich sagen, „Dilexit Ecclesiam“ - nachdem die Gegensätze nun entfernt sind, eine neue Parole: Mit allen Mitteln müssen wir nun mehr die Fühlung, die Verbindungen mit Papst und Bischöfen zu suchen!" (ebd., 279). Solche Verbindung bedeutet nicht nur Loyalität, herzliche Zuneigung und Treue zu der Lehre der Hierarchie. Sie ist vor allem konkretes Engagement: "So tief abhängig sein davon, dass Papst und Bischöfe in uns die zuverlässigste Schar finden, aber auch als zuverlässigste Schar benutzen, um ihre postkonziliare Sendung in hervorragender Weise zu verwirklichen" (ebd., 279). Pater Kentenich bewegt nicht der Gedanke, dass Schönstatt an Prestige gewinnt oder die Gunst der Hierarchie genießt und, noch viel weniger, Privilegien zugestanden bekommt. Sein Hauptinteresse gilt etwas anderem: er ist überzeugt, dass die wertvollen Konzilsdokumente auf tote Buchstaben reduziert werden könnten, wenn nicht Personen und Gemeinschaften bereit sind, sie zu verkörpern und weiterzugeben. Er weiß auch aus der Geschichte der Kirche, dass viele Erneuerungsversuche daran scheiterten, dass Personen fehlten, die sie sich zu eigen machten. Als positives Beispiel verweist er auf das Konzil von Trient, das seine Fruchtbarkeit größtenteils dem entschiedenen Einsatz der Gesellschaft Jesu verdankt. „Ich sage wieder etwas Gewagtes: Mich dünkt, wir sollten das einmal überlegen, ob wir (nicht) für die neueste Kirche – wenn wir schon eine Parallele suchen – eine ähnliche Sendung hätten wie die Jesuiten zur damaligen Zeit" (Patres-Exerzitien 1966, 24)

Die Wille zur Einschaltung und zum Bau einer erneuerten Kirche ist der tiefste Sinn des Aktes vom 8. Dezember 1965 in Rom, dem Tag der symbolischen Grundsteinlegung des künftigen Heiligtums und gleichzeitig Tag des Konzilsabschlusses:

„Einschaltung, der Akt also, den wir nunmehr tätigen, will im tiefsten Sinne nicht nur als Gleichschaltung, sondern auch als Einschaltung im besagten Sinne betrachtet werden. Deswegen in der Nähe der Peterskirche unser kleines Heiligtum. Das kleine Heiligtum in der Nähe, im Schatten des Petersdomes – was will das heißen? Wir wollten nun nach Rom und in Rom mithelfen, das Bild der Kirche, also die nachkonziliare Sendung der Kirche auch von hier aus mitzuvollziehen, vergessen dabei aber nicht, dass die nachkonziliare Sendung der Kirche für uns schon vorkonziliare Sendung war“ (Vortrag in Rom, 8. Dezember 1965, in: PLE 1, 125).

Von diesem gleichen Willen der Einschaltung in die Kirche bewegt, gibt P. Kentenich am 22. Dezember 1965 vor Papst Paul VI das Versprechen ab, dass Schönstatt mit aller Kraft an der Verwirklichung der postkonziliaren Sendung der Kirche mitarbeiten wird. Vor Josef Höffner, Bischof von Münster, verspricht er feierlich am 16. November 1965 im Namen der ganzen Schönstattfamilie seine Mithilfe, damit jeder Bischof seine Aufgabe geistlicher Vaterschaft verwirklichen und jede Diözese „eine ausgeprägte Familie, eine zeitgemäße und eine überaus fruchtbare Familie“ werden kann. (Ansprache in Rom, 16. November 1965, in: PLE I, 87). Die Kirche, die einen großen Organismus ist, der wie eine Großfamilie aus vielen und verschiedensten Kleinfamilien besteht, (Diözesen, Pfarreien, religiöse Gemeinschaften, geistliche Bewegungen, usw.) ist ein Thema, das hier nicht ausgeführt werden kann, das aber eine spezielle Relevanz in der Vision Pater Kentenichs hat. Angesichts der Globalisierung und des wachsenden religiösen Pluralismus ist diese Sichtweise entscheidend für die Neuevangelisierung. In dem Zusammenhang erscheint es wichtig, daran zu erinnern, dass beide Versprechen Pater Kentenichs durch die Internationale Schönstattfamilie gegenüber Papst Johannes Paul II am 20. September 1985 aus Anlass des 100. Geburtstags ihres Gründers erneuert wurden. Diese Versprechen haben bis heute bleibende Aktualität.

## Eine effektive Liebesmacht

„Ich möchte am liebsten über die folgenden Jahre und Jahrzehnte – oder besser: an die Tore der folgenden Jahre und Jahrzehnte – das Wort schreiben, das ich seinerzeit einmal für das Heilige Offizium geschrieben habe: „Dilexit Ecclesiam“ (Vortrag vor der Schönstattfamilie, 31. Dezember 1965, in: PLE II, 255). Damit fasst P. Kentenich seinen Wunsch für die Zukunft der Familie zusammen. Eine herzliche Verbundenheit mit Papst und Bischöfen reicht ihm nicht aus, auch nicht die Bereitschaft, ihren Lehren zu folgen. Er kennzeichnet die Aufgabe der Familie in der Kirche und für die Kirche mit den Worten: „Wir glauben, berufen zu sein, das Herz dieser Kirche zu sein. Welcher Kirche? Der kommenden Kirche. Das Herz! Ja, was heißt das, das Herz? Das heißt: die alles überwindende, tiefgründige Liebesmacht zu sein“ (ib., 270).

Diese „Liebesmacht“ ist nicht etwas rein Affektives, sondern eine effektive Kraft, die sich als einheitsstiftende Liebe, als konkrete und universelle Liebe, als ganzheitliche Liebe ausweisen soll. Zunächst innerhalb der Schönstattfamilie, wo sich das

Bündnis mit Maria und dem Dreifaltigen Gott als eine Kraft erweisen soll, die zu einem gegenseitigen Bündnis zwischen den Mitgliedern der Familie und den verschiedenen Gemeinschaften führt. Diese Liebe kann jedoch nicht isoliert in kleinen Kreisen praktiziert werden, sondern sie soll sich entfalten und an die Kirche, die ganze Menschheit weitergegeben werden. Niemand soll ausgeschlossen werden. Nebenbei bemerkt: Diese Worte des Gründers könnten Impuls und Orientierung sein für den Beitrag Schönstatts in dieser historischen Stunde, in der die Ökumene und der Dialog mit anderen Religionen als große, dringende Herausforderungen auf uns zukommen, als Garant für den Frieden und um Auseinandersetzungen zwischen den Kulturen zu verhindern. Das ist die Vision des 4. Meilensteins, die Leben und Wirken Schönstatts beseelen soll: „Wir müssen uns bemühen, Glied um Glied, Gliederung um Gliederung miteinander zu verbinden durch das Band der Liebe. (Das) Liebesbündnis mit der lieben Gottesmutter will sich und muss sich in unseren Reihen letzten Endes mehr und mehr auswirken als Liebesbündnis mit dem Dreifaltigen Gott, als Liebesbündnis untereinander, als Liebesbündnis mit allen Gliedern und Gliederungen der Kirche, aber auch als Liebesbündnis mit allen Menschen der ganzen Welt. Das Herz - die Liebe, die Liebesmacht der Kirche“ (ib., 270).

In dieser Vision darf Maria nicht fehlen, die Frau, die wie niemand die vollkommene Liebesmacht in der Kirche verkörpert. Das Heiligtum in Rom wurde durch den Gründer der „Mutter der Kirche“ gewidmet, ein Titel, den Paul VI der Gottesmutter während des Konzils verlieh. Am Tag des feierlichen Konzilsschlusses, dem 8. Dezember 1965, segnete der Papst einen Grundstein für eine Kirche in Rom mit dem Titel: „Mutter der Kirche“. Am gleichen Tag vollzog P. Kentenich in bewusster Gleichschaltung mit diesem Akt die Segnung des Grundsteins für das künftige Heiligtum, ebenfalls der „Mutter der Kirche“ geweiht. Maria ist weiterhin in der Kirche gegenwärtig und ihr wichtigstes Mitglied, sie verkörpert die Kirche in idealer Weise. Sie ist aber auch deswegen Mutter der Kirche, weil sie dem Haupt dieser Kirche das Leben gab. Ihr Ja war entscheidend für das erste Kommen Christi und bleibt weiterhin entscheidend, wenn wir heute durch den Heiligen Geist darum bitten, dass Christus neu zu den Völkern und Kulturen kommt. Das wertvollste, das Schönstatt der Kirche und der gesamten Menschheit anbieten kann, ist gerade das Heiligtum, der Ort, an dem Maria wirkt und Menschen und Gemeinschaften erzieht. Von hier aus will Maria sie bereit machen, sich mit Christus einzusetzen für eine friedliche und brüderliche Welt. Deshalb bietet P. Kentenich ein Heiligtum in Rom an als Ausdruck seiner Verpflichtung für eine erneuerte Kirche und den Dienst an Menschen und Völkern.

Robert Zollitsch

## WIR MELDEN UNS ZU WENIG ZU WORT



Der Autor: Robert Zollitsch, geb. 1938, Dr. theol., war 20 Jahre Personalreferent und ist seit Juni 2003 Erzbischof von Freiburg. Er gehört dem Schönstatt-Institut Diözesanpriester an. Das Interview mit ihm führte Dr. Bernd Biberger.

*Regnum:* Sehr geehrter Herr Erzbischof, seit Ihrer Jugendzeit gehören Sie der Schönstatt-Bewegung an. Welche Bedeutung hat Pater Kentenich und die von ihm gegründete Bewegung für Ihre persönliche Entwicklung?

*Zollitsch:* Ich habe Schönstatt als Jugendlicher kennen gelernt und seit 1955 aktiv bei den Schönstatt-Jungmännern mitgearbeitet. Ich durfte dabei erleben, was es heißt, wenn junge Menschen gemeinsam über Fragen des Glaubens sprechen, miteinander Glaubenserfahrungen machen und sich in Gemeinschaft auf die Herausforderungen des Evangeliums einlassen. Besonders wertvoll waren für mich die Hilfen zur Selbsterziehung, wie sie Pater Kentenich entfaltet und weiter gegeben hat. Dabei habe ich insbesondere die Gottesmutter im Liebesbündnis als Mutter und Erzieherin persönlich erfahren dürfen. Nach Abschluss meines Theologiestudiums im Jahr 1964 hatte ich die Chance, gemeinsam mit zwei Mitbrüdern, zwei Wochen bei unserem Gründer in Milwaukee zu verbringen. Dabei habe ich all das, was mir von Jugend an vertraut war und was wir uns als Theologen erarbeitet hatten, in der Begegnung und den Gesprächen mit Pater Kentenich unmittelbar erleben, verifizieren und in mich aufnehmen können.

*Regnum:* Zusammen mit anderen jungen Priestern und Theologen haben Sie den Priesterverband, das Schönstatt-Institut Diözesanpriester, neu gegründet und ihm die heutige Form gegeben. Diese Neugründung fiel in die Zeit des Konzils. Sehen Sie eine Verbindung zwischen diesen beiden Ereignissen?

*Zollitsch:* Ich gehörte zu den Jahrgängen, die während der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils Theologie studieren konnten. Der Abschluss des Konzils fiel in das Jahr meiner Priesterweihe. Wir erlebten diese Zeit als gewaltigen Aufbruch und durften auch in der Theologie vieles neu und tiefer entdecken. Dazu gehörte auch die Theologie des Presbyteriums. Die Priester bilden durch die Priesterweihe eine

„sakramentale Bruderschaft“ gemeinsam mit ihrem Bischof. Auf diesem Hintergrund entfalteten wir vertieft den Gedanken der Gemeinschaft von Diözesanpriestern. Der Wunsch nach Gemeinschaft im Liebesbündnis, die Sorge um eine tragende apostolisch aktive Gemeinschaft von Diözesanpriestern in unserer Schönstattfamilie und die Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils bewogen uns schließlich, das Schönstatt-Institut Diözesanpriester als Säkularinstitut neu zu gründen.

*Regnum:* Das Generalpräsidium schenkte Pater Kentenich zu seinem 80. Geburtstag 1965 das Romheiligtum. Der Gründer beauftragte den gerade neu gegründeten Priesterverband mit dem Bau von Heiligtum und Zentrum. Für dieses Anliegen haben Sie sich schon während der Zeit, als Sie der Generalleitung Ihrer Gemeinschaft angehörten, und danach als Mitglied der Romkommission des Priesterverbandes intensiv eingesetzt. Was verbinden Sie persönlich mit dem Romheiligtum und wo sehen Sie die Aufgaben und Chancen eines solchen Zentrums?

*Zollitsch:* Ich habe als junger Priester 1965 alle Stationen der Rückkehr unseres Gründers sehr bewusst und aktiv miterlebt und war auch darüber informiert, dass vorgeschlagen war, dass der neu gegründete Diözesanpriesterverband die Trägerschaft und damit die Verantwortung für das Romheiligtum übernehmen sollte. So war ich nicht überrascht, als Pater Kentenich seine Entscheidung bei der Feier seines 80. Geburtstages in Rom bekannt gab. Solange ich der Generalleitung unserer Gemeinschaft angehörte, trug ich die Verantwortung für die Romkommission. Danach arbeitete ich als Mitglied weiter mit. Es ging uns von Anfang an darum, Schönstatt durch das Heiligtum in Rom Heimat zu geben und im Zentrum der Kirche präsent zu machen. Als Heiligtum der „Mater ecclesiae“ (Mutter der Kirche) soll es der „Mater ecclesia“ (der Mutter Kirche) dienen und steht als Symbol und Gnadenquelle für den Einsatz Schönstatts für die Verwirklichung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Das damit verbundene Zentrum will möglichst viele Menschen mit Schönstatt vertraut machen und Gelegenheit geben, Schönstatt in Rom zu erleben. Damit kommt ihm auch eine tragende Bedeutung für die Verwirklichung des Weltapostolatsverbandes zu.

*Regnum:* Ihre Ernennung und Ihre Weihe fallen in eine Zeit, in der sich die Schönstatt-Bewegung auf die Grundsteinlegung für das Romheiligtum vorbereitet. Was bedeutet es für Sie, dass diese beiden Ereignisse zeitlich so eng beieinander liegen?

*Zollitsch:* Diese Frage habe ich mir natürlich auch gestellt. Seit achtunddreißig Jahren mühen wir uns um den Bau des Heiligtums in Rom. Nun steht die Verwirklichung an. Ich sehe darin eine Verheißung und eine Ermutigung, aber auch die Herausforderung und Aufforderung, jetzt mit vereinten Kräften an die Verwirklichung zu gehen. Nicht zuletzt wird mein Blick damit verstärkt nach Rom gelenkt.

*Regnum:* Sie gehören auch zu den Mitbegründern des Josef-Kentenich-Instituts. Welche Anliegen verbanden Sie damals mit der Gründung? Welche Aufgaben hat Ihrer Ansicht nach die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Denken Josef Kentenichs und worin sehen Sie die Gründe, dass die Pädagogik und Spiritualität Josef Kentenichs in der Theologie und auch in der Kirche noch so wenig wahrgenommen werden?

*Zollitsch:* Es war mir bereits als Student ein großes Anliegen, die Welt Schönstatts theologisch zu durchdringen und auch theologisch darzustellen. Dem diente dann insbesondere die Gründung des Josef-Kentenich-Instituts. Wir stellten uns die Aufgabe, die Theologie, Spiritualität und Pädagogik Josef Kentenichs und damit auch unserer Familie wissenschaftlich aufzuarbeiten. Den eigentlichen Anstoß dazu hatte mir Pater Kentenich 1964 in Milwaukee gegeben. Wir melden uns in der Theologie und in der Kirche zu wenig zu Wort, darum werden wir auch kaum wahrgenommen. Es obliegt uns, unsere Welt mutig und in einer verständlichen Sprache darzustellen.

*Regnum:* Seit Pfingsten 1998 ist ein intensiveres Miteinander der verschiedenen Geistlichen Bewegungen gewachsen. Worin sehen Sie als Bischof der zweitgrößten Diözese Deutschlands die Rolle der geistlichen Bewegungen?

*Zollitsch:* Gott schenkt seiner Kirche immer neue Aufbrüche und zeigt so, dass der Heilige Geist zu allen Zeiten wirkt. Den Geistlichen Bewegungen kommt es zu, die Welt und die Kirche für das je neue Eingreifen des Geistes Gottes offen zu halten, die Gemeinschaft des Glaubens erleben zu lassen und gelebte Antworten auf die neuen Fragen der Zeit zu geben. Sie sind ein entscheidendes Element der Belebung und Verlebendigung unserer Kirche, für ein Leben aus der Erfahrung des Heiligen Geistes.

*Regnum:* Sehr geehrter Herr Erzbischof, wir danken Ihnen für dieses Interview.

Elisabeth Hurth

## PAULUS - DER ERFINDER DES CHRISTENTUMS? LITERARISCHE ANNÄHERUNGEN AN DIE PAULUSGESTALT



Die Autorin: Elisabeth Hurth, geb. 1961, Studium der Amerikanistik, Germanistik und katholischen Theologie in Mainz und Boston, PhD 1988 in American Studies in Boston, Promotion 1992 in Germanistik in Mainz. Sie ist Dozentin, Lerntherapeutin und Publizistin in Wiesbaden.

In seiner Schrift „Marianische Werkzeugsfrömmigkeit“ (Vallendar-Schönstatt 1974) beschreibt Pater Kentenich Paulus als Apostel, der sich als „Sklave Christi“ fühlte. Paulus, so Pater Kentenich, „weiß sich als Schuldner verantwortlich für alle: für Juden, Griechen und Heiden; er möchte 'allen alles' werden, um alle zu Christus zu führen. In allen soll Christus Gestalt annehmen ... Er ist schlechthin der Apostel geworden, das Abbild des Guten Hirten, der 'die Seinen kennt', 'sein Leben für sie hingibt' und seinen Blick wirft auch 'auf die Schafe, die nicht im Schafstalle sind'. Er ist der Völkerapostel, ein hinreißendes Beispiel für alle, die ihre Fruchtbarkeit im Apostolat verklären und beschwingen lassen wollen - nicht nur für das Amts-, sondern auch für das Laienpriestertum“ (201-202). Die Beschreibung des Apostels Paulus als Visionär, Mystiker und Prophet zeichnet die eine Linie der Paulusinterpretationen aus, die den Apostel als Symbolgestalt einer Weltmission und Theologen des Urchristentums würdigt. Die andere stellt Paulus als Gründer des Christentums vor, der die Trennung zwischen Judentum und Christentum heraufbeschwor und an die Stelle der rein innerlichen Predigt Jesu einen Dogmenglauben setzte.

Paulus, der „Dysangelist“, der „Verfälscher“ des ursprünglich reinen Evangeliums und „Verderber“ des Christentums - dieses Urteil setzt sich von Paul de Lagarde über Friedrich Nietzsche bis in die Gegenwart in Studien wie Gerd Lüdemanns „Paulus, der Gründer des Christentums“ (Lüneburg 2001) fort. Was diese Kritik eint, ist der Vorwurf, Paulus habe durch eine metaphysisch ausgerichtete Christologie die eigentliche Botschaft Jesu pervertiert und den Prediger von Nazareth in den Gottessohn verwandelt. Mit einer fast heidnisch anmutenden Kyriostheologie habe Paulus zudem ein dogmatisches System zur vermeintlichen Würdigung Jesu aufgebaut.

Zu der hier postulierten Kluft zwischen Jesus und Paulus fügt sich ein bemerkenswerter exegetischer Befund: Die historische Jesus-Überlieferung scheint im paulinischen Schrifttum abgetan. Man erfährt bei Paulus nichts von dem „Was“ und „Wie“ des Lebens und der Lehre Jesu. Nichts begegnet bei Paulus an Begriffen



aus der Bergpredigt, den Reich-Gottes-Gleichnissen und Kontroversen mit Pharisäern und Schriftgelehrten. Es fehlt nicht nur jeder Hinweis auf die authentische Verkündigung Jesu, sondern auch jede Aussage über den Wundertäter Jesus, den Propheten und Vollzieher der angebrochenen Gottesherrschaft. Der paulinische Christus drängt gerade jenen Jesus von Nazareth in den Hintergrund, den die Evangelien anschaulich bezeugen. An die Stelle dieser Jesusgestalt tritt der kerygmatische Christus, der auferstandene und erhöhte Sohn Gottes.

Angesichts des Schweigens des Paulus in bezug auf Jesus konstatiert Albert Schweitzer in seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ (9. Aufl., Tübingen 1984): „Im Behaupten wie im Verschweigen (des historischen Jesus) ist Paulus gleich rätselhaft. Das Problem 'Jesus und Paulus' ist noch nicht geklärt“ (542). Das von Schweitzer aufgewiesene Problem hat auch deutliche literarische Spuren hinterlassen. Gerade das, was sich dem Blickfeld des Historikers und Theologen entzieht, der Werdegang des vorchristlichen Paulus, die persönlichen Voraussetzungen und das innere Profil dieses Mannes, der sich durch das Erlebnis vor Damaskus zum Verkündiger des auferstandenen Gottessohnes wandelt, wird von Literaten der Gegenwart in einer Fülle von Rezeptionstypen verarbeitet. Vom literarischen Reisetagebuch über die Nacherzählung des Paulusstoffes bis zum historischen Roman stellen die Autoren eine anschauliche lebensvolle Figur vor. Mit narrativ-psychologisierenden Mitteln gestalten die Literaten auch immer wieder jene Wende vom Verfolger der Jesuanhänger zum Jünger Jesu und deren biografische Hintergründe, die sich nicht theologisch „erklären“ oder historisch rekonstruieren lassen. In der literarischen Gestaltung des Damaskuserlebnisses wird deutlich, dass gerade die romanhafte Literarisierung überraschend vielseitige und neue Möglichkeiten bietet, Paulus' Weg nach Damaskus nachzuzeichnen und zu deuten.

Die Literarisierungen des Paulusstoffes überspielen vielfach die intellektuell-emanzipatorische Argumentationslinie theologischer Kritik und rekurrieren auf das intuitive Glaubensbedürfnis von Lesern, die an Anschaulichkeit und narrativer Verlebendigung interessiert sind. Dies zeigt sich vor allem in literarischen Reisebüchern, die abseits der Zunfttheologie anschauliche Paulusbilder vorstellen wollen. So suggerieren die Reisebücher von Gustav Faber, „Auf den Spuren des Paulus“ (München 1989), und Winfrid Elliger, „Mit Paulus unterwegs in Griechenland“ (Stuttgart 1998), innerhalb eines detailliert recherchierten historischen Umfelds Authentizität und Erlebnisnähe. Die biblischen Texte werden dabei unmittelbar als historische Unterlage einer direkten Paulusdarstellung eingesetzt. Das Damaskuserlebnis gilt entsprechend als biblisch beglaubigte Erscheinung des auferstandenen Herrn. Der Erzählvorgang folgt letztlich einem narrativen Biblizismus, der die biblischen Quellen als glaubwürdige Bestandteile von Augenzeugenberichten auslegt. Damit bestätigen die literarischen Reisebücher jenen „Schiffbruch der Exegese“, den Heinz Warnecke in seinem Paulusbuch „Paulus im Sturm“ (Nürnberg 2000) aufweist, indem er die paulinischen Schriften als historische Referate vorstellt (170f.).

Die Paulusgestalt als Stoff schriftgetreuer Gebrauchsliteratur - diese Art religiöser Belletristik wird in der Romanliteratur der Gegenwart von einer Vielzahl von dogmen- und kirchenkritischen Paulusbüchern verdrängt, die die Diskrepanz zwischen der Verkündigung Jesu und der Lehre des Paulus herausstellen. Ausgangspunkt der Romanliteratur ist dabei nicht die exegetische Wissenschaft, sondern die antikerikale Position Nietzsches. Nach Nietzsches „Antichrist“ (in: Werke Bd. 3, München 1956) ist es der „Dysangelist“ Paulus, der die „frohe Botschaft“ Jesu in die lebensfeindliche und weltverneinende Botschaft vom Kreuz verkehrt, indem er das ursprünglich Christliche ins Hellenistisch-Jüdische übersetzt und in eine Versöhnungs- und Erlösungslehre verwandelt. Der „frohen Botschaft“ folgte damit, so Nietzsche, die „schlimme Botschaft“ des Paulus, der das „Schwergewicht des Lebens“ ins Jenseits „verlegt“ durch die „Lüge vom wiederauferstandenen Jesus“ (1204). Der Vorwurf, den Nietzsche hier formuliert, wird für das literarische Paulusbild folgenreich. In Anlehnung an Nietzsche stellt schon George Moores Szenar „Der Apostel“ (Berlin 1911) eine Paulusgestalt vor, die vor dem „ursprünglichen“ Jesus ausweicht. Moore stellt Paulus dem Essener Jesus gegenüber, der nach der Kreuzigung „im Hause Josephs von Arimathia von seinen Wunden geheilt“ wurde und dann „in sein Kloster zurückkehrt“ (41). Die Begegnung im Kloster ist für Paulus ein Schock, denn seine Mission gründet auf dem Glauben, dass „der Sohn Gottes ..., der Fleisch und Blut ward, um die Menschen zu erlösen, von den Toten auferstand“ (73). Wenn dies aber nicht so ist, dann ist die Verkündigung des Paulus „auf einer Lüge begründet“ (83). Dies kann Paulus nicht zulassen. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit ist ihm unerträglich, er erschlägt Jesus.

Moores Unterscheidung zwischen dem ursprünglichen Evangelium Jesu und der Verkündigung des Paulus sowie der Aufweis einer nachträglichen Theologisierung der Jesus-Botschaft durch Paulus - das sind die Standardthemen von Paulusromanen, die Nietzsches antikerikale Kritik fortführen. Hierher gehört vor allem Gerald Messadiés Roman „Ein Mann namens Saulus“ (3. Aufl., München 1999), der Paulus als „Erfinder des Christentums“ vorstellt. Es ist Paulus, der nach Messadié in einem verhängnisvollen Pervertierungsprozess „im christlichen Glauben eine menschenverachtende Haltung verankerte“ (463). Paulus ist es schließlich auch, der den irdischen Jesus durch ein mythisches Gottwesen ersetzt. Paulus, so Messadié, verwandelt die Frohbotschaft Jesu in eine Ideologie, eine Erlösungslehre, die sich an die Idee des auferstandenen Christus klammert und „aus dem Kreuz, dem Todeswerkzeug, das Symbol der Erneuerung macht“ (463).

Dass Paulus leugnet, „Jesus leibhaftig begegnet zu sein“ und sich weigert, öffentlich einzugestehen, „dass Jesus noch lange nach der Kreuzigung lebte, und folglich, dass er nur ein Mensch war“, darin sieht Messadié einen weiteren „menschenverachtenden“ Zug in der Dogmatisierung des Lebens Jesu durch Paulus (471, 463). Dazu fügt sich in Messadiés Roman das Psychogramm der Damaskusvision, die ganz im Zusammenhang der „Auferstehungslegende“ steht. Messadié demontiert den visionären Charakter des Damaskuserlebnisses und

beschreibt die vermeintliche Vision als epileptischen Anfall. Die „göttliche Offenbarungsvision“ ist für Messadié eine „Erfindung“ des Lukas. Sie knüpft das „Schicksal der Menschheit für Jahrhunderte an eine absurde Episode“ und legt zudem, so Messadié, den Grundstein für ein Christentum, das mit dem Judentum der Tora bricht (465, 479).

Mit der Verurteilung des Paulus als Erfinder des Christentums und Urheber der Judenfeindlichkeit lassen sich in populistisch aufbereiteten Romanen hohe Auflagen erreichen, aber dabei bleibt der Mensch Saulus außer acht, der vor Damaskus einen radikalen Lebensbruch und Existenzschock erlebt. Susanne Krahes biografischer Roman „Das riskierte Ich. Paulus aus Tarsus“ (München 1995) arbeitet gerade diesen Punkt heraus und zeichnet das Apostelleben aus existentieller Betroffenheit heraus nach. Krahes Paulus erlebt die Damaskusvision nicht als selbstgewisse Legitimation einer Berufung durch den Auferstandenen, sondern als dramatisches Ereignis, das das eigene Ich aufbricht. Damaskus ist für Krahes Paulus somit nicht Ort der Wende vom Gesetzes- zum Christusglauben. Es ist vielmehr Ort einer Identitätskrise, einer Auseinandersetzung des Paulus mit sich selbst, die im Roman zugleich als Aufforderung an den Leser beschrieben wird, die eigene Existenz im Spiegel des „riskierten“ Ichs des Paulus zu überprüfen.

Diese Aufforderung ist jedoch eingebettet in ein Charakterbild des Paulus, das jede Sympathie vermissen lässt. Paulus wird von Krahe als „spröder Charakter“ vorgestellt, der als „raffiniertes Taktiker“ agiert und „lieber seine geistlichen Ideengebäude errichtete als Zelte nähte“ (253, 126, 172). Ähnlich ergibt sich auch in Messadiés Roman aufs Ganze gesehen ein widersprüchliches Charakterbild des Paulus, dessen Leben durch Arroganz, Ressentiment und nicht zuletzt durch einen ausgeprägten „Willen zur Macht“ bestimmt scheint (480). Mehr noch: Paulus wird bei Messadié nicht nur als Träumer und Ekstatiker beschrieben, sondern zugleich auch als „ehrgeiziger Fanatiker“ verurteilt, „der das Christentum entbindet und die Nabelschnur durchtrennt, die es mit dem Judentum verbindet“ (476, 477).

Vergleichbare Charakterbilder finden sich in vielen Paulusbüchern, die das innere Profil des Paulus mit literarischen Mitteln aufschlüsseln wollen. So präsentiert Bernhard Zürner in seiner charakterologischen Studie „Paulus ohne Gott“ (Bonn 1996) den Apostel als streitbaren Geist „voller Einmischungslust, Eigensinnigkeit und Rechthaberei“ (632). Für Zürner ist dieser Paulus eine Gestalt ohne ein besonderes Bekehrungs- und Berufungsereignis - vor Damaskus ereignet sich nach Zürner gerade keine Gottesoffenbarung - und so kommt es nicht überraschend, dass Zürners Paulus zugleich als „Weltzuchtmeister“ charakterisiert wird, der lediglich vorgibt, vom „Zuchtmeister“ Gesetz befreien zu wollen (634). Dazu fügt sich das Charakterbild, das Gerd Lüdemann in seinem Paulusbuch vom „Apostel Jesu Christi“ anfertigt. Auch Lüdemann präsentiert einen „Zuchtmeister“ Paulus, der seine christlichen Konvertiten zwar von zahlreichen rituellen Geboten befreit, sie jedoch mit Glaubenssätzen ersetzt, die „eine noch größere Unfreiheit“ mit sich bringen. Wie Zürner und Messadié geht auch Lüdemann von der „Auferstehungslegende“ aus und arbeitet in seinem Charakterbild des Paulus

entsprechend heraus, dass die religiös begründeten Aussagen des Paulus über Gott und seinen Heilsplan in Jesus Christus „ins Museum gehören“ (221).

Diesem im Gefolge Nietzsches entworfenen Charakterbild steht mit Rudolf Mockels und Bernhard Kaisers Paulusbuch „Aufbruch zur Weltmission“ (Dillenburg 2000) ein literarisiertes Portrait des Paulus gegenüber, das die Faktizität der Gottesoffenbarung vor Damaskus nicht anzweifelt. Das Leben des Paulus verläuft hier nach einem „göttlichen Muss“. Derselbe Jesus, der Paulus vor Damaskus „aus Verlorenheit und blindem Stolz rettet“, beauftragt ihn, „unterwegs zu sein für seine Wahrheit“ (58). So entsteht ein Bild des Paulus als „Kämpfer für die Wahrheit Gottes“, durch den Jesus „gewaltig wirkte“ (59, 60).

Ein solches apologetisch daherkommendes Charakterbild bleibt in der Paulusliteratur der Gegenwart eher die Ausnahme. Es dominiert vielmehr die kritische Position eines Gerald Messadiés, der Paulus als „Erfinder“ eines Christentums verurteilt, das die Religion Jesu verfälscht. Diese Paulusgestalt kann kein Vorbild sein, wie ihn die apologetische Paulusliteratur vorstellen möchte. Dazu müsste man zu jenem Paulus zurückkehren, der den Inhalt seiner Verkündigung unmittelbar vom Herrn selbst herleitet. Paulus, so Pater Kentenich in seiner Schrift „Dass neue Menschen werden“ (Vallendar-Schönstatt 1971), bekennt durch Wort und Tat: „Nichts kann mich von der Liebe Christi trennen“ (Röm 8,35) und lebt „in organischer Verbundenheit mit Christus“ (233). Aus dieser Verbundenheit heraus wird Paulus für den christlichen Verkündigungsauftrag vorbildlich.

Nach biblischem Zeugnis ist Paulus das Mysterium des ewigen Christus von Christus selbst offenbart worden (Gal 1,11-12). Nur dieser Paulus, der durch Christus selber Wissen und Kenntnis von dem Mysterium Christi erhalten hat, kann als inspirierende Kraft in der Gemeinschaft der Christen wieder lebendig werden. „Vorbildlich“, so schreibt Pater Kentenich in der „Marianischen Werkzeugsfrömmigkeit“, „mag Paulus für uns sein. Was er von seiner Apostelendung sagt, das sollten auch wir für unsere Christen- und Priestersendung in Anspruch nehmen: das Leben und Wirken aus dem 'missus sum'" (53). Mit diesem Missionsbewusstsein wird Paulus für Pater Kentenich Symbolgestalt eines zukunftssträchtigen Glaubensweges. Ob die Literaten der Gegenwart ein solches Paulusbild vorzustellen vermögen, muss offen bleiben.

Horacio Sosa-Carbó

## EIN PROPHETISCHES SCHÖNSTATT?



Der Autor: Horacio Sosa-Carbó, geb. 1944 in Paraná (Argentinien), Schönstatt-Pater, Dr. theol., Prof. an der Philosophischen Fakultät der Universidad Católica Argentina, in der pädagogischen Fort- und Weiterbildung der Schönstatt-Bewegung Argentiniens tätig. Neben seiner Dissertation über Wertevermittlung weitere Publikationen im pädagogischen Bereich.

### Der Anlass für das Thema

Die Titelfrage und die verschiedenen Anliegen, die dahinterstecken, sind entstanden, nachdem ich den in dieser Zeitschrift erschienenen Artikel *Solidarisierung mit einem Propheten* gelesen hatte. Auch bei anderen, die den benannten Artikel lasen - sei es die deutsche Fassung oder die spanische Übersetzung -, sind ähnliche Fragen entstanden, die wohl zu einem internationalen Dialog führen könnten. Diese Zeitschrift ist ja auch in diese Linie ausgerichtet und - wenn ich richtig sehe - sie versteht sich selber eben als Stimulans für einen solchen Austausch. Wenn mir es nicht bei der Lektüre anderer Artikel so aufgefallen ist, wohl ist es beim *Prophe-tenartikel* gewesen. So ein facettenreiches Thema verdient es, zum Austauschstoff gemacht zu werden - und zwar auf internationaler Ebene.

Dieser Beitrag meinerseits möchte gerade als eine Einladung, die auch an die nichtdeutschsprechenden Leser gerichtet ist, verstanden werden. Das Echo zum besagten Artikel, das zu konstatieren war, deute ich als eine Bestätigung des Anliegens. Denn es gibt sicher Themen, die entscheidend sind, um Schönstatt richtig zu verstehen, und dessen Sendung in ihrer Tiefe und geschichtliche Prägekraft adäquat einzuordnen. Dieses Thema der *prophetischen Dimension Schönstatts* aber scheint mir eins von diesen zu sein, die man nicht ohne Konsequenzen für das konkrete Leben außer Acht lassen kann, ja, vielleicht könnte so etwas dazu beitragen, manche Früchte des gefeierten Jubiläums des 31. Mai 1949 gemeinsam einzusammeln.

Natürlich wirkt so ein Thema sicher auch als *Stachel im Fleisch Schönstatts* - wie wir es in dieser Zeitschrift bei der Gelegenheit formuliert lasen. Nicht zuletzt, meine ich, weil, nachdem man sich mit solchen Themen beschäftigt, sofort manche Fragen auftauchen, die man nicht mehr vergessen kann. Und man kann sich sicher auch nicht die selbstkritischen Anfragen sparen. Wenn man das täte, hätte man

schon ein erstes wertende Urteil über Schönstatt gefällt, das nicht gerade das *Prophetischsein* der Bewegung bestätigen würde.

## Die Intention der Fragerichtung

Man kann natürlich das Fragezeichen im Titel als eine rhetorisch-ironische Anfrage verstehen, d.h., als eine von vornherein ablehnende Antwort. Das ist sicher nicht die gewünschte Interpretation. Auch nicht die im Fragen mitverstandene Behauptung, dass es eben *zwei* Schönstatt gäbe. Das eine wäre ja eben „prophetisch“ zu nennen, nicht aber ein anderes, das es auch gäbe. Das gemischte Gefühl des „*Vielleicht doch*“... schleicht sich allerdings unwillkürlich ein, und lässt einen sich noch gezielter der Frage stellen. Die dritte Möglichkeit ist es jedoch, die mir die angebrachte scheint: Wir fragen nach dem „*Ob*“, und nach dem „*Wie*“ dieses *Prophetischsein* Schönstatts. Die dazu nötige Anstrengung der Reflexion tun wir, um das zu entdecken, was der Gründer selbst gewollt hat. Es ist klar, dass, wenn man schon so fragt, eine bejahende Antwort zu erwarten ist. Was man nicht sofort weiss, ist jedoch, *in welchem Sinne* eben Schönstatt als *prophetisch* zu qualifizieren sei. Einen ersten Beitrag dazu möchte ich hiermit liefern, eingedenk dessen, was ich zu Beginn vom nötigen Dialog sagte. Die Suchbewegung nach einer wirklich befriedigenden Antwort ist schon initiiert worden, und man kann sicher erwarten, dass am Schluss doch ein Schritt nach vorne in diesem ehrlichen Fragen nach dem Selbstverständnis Schönstatts zu Beginn dieses Millennium vollzogen worden sei.

*Ob* Schönstatt als *prophetisch* zu bezeichnen sei, und die Gründe, die dafür sprechen, ist also die erste Teilfrage. Dann wäre es am Platz zu analysieren, *wie* sich dieses Prophetische ins konkrete Leben umsetzt, oder anders ausgedrückt, welche Färbung das Prophetische dem Ganzen Schönstatts und dessen Teilaspekte wohl verleihen mag. In diesem Artikel beschäftigen wir uns dann mit einem Aspekt dieser ersten Teilfrage, nämlich:

## Das *prophetische Selbstbewusstsein* des Gründers selbst

Es ist eine nicht zu widersprechende Tatsache - obwohl es natürlich auch gleichzeitig eine problembeladene ist -, dass der Gründer Schönstatts in einem noch genauer zu beschreibenden Sinne sich selbst als *Prophet* verstanden hat, mit einer von Gott ihm anvertrauten Sendung. Während des in Bellavista gefeierten Jubiläums wiederhallten immer wieder jene Worte, die sich in den Herzen aller sehr tief eingeschrieben haben: „*Wer eine Sendung hat, muss sie erfüllen, auch wenn es in den dunkelsten und tiefsten Abgrund geht, auch wenn Todessprung auf Todessprung verlangt wird. Prophetensendung schliesst immer Prophetenlos in sich*“ (Vortrag im Heiligtum von Bellavista am 31.Mai 1949. Zit. nach: *Texte zum 31. Mai 1949*, 1).

Zwei Momente können hier unterschieden werden. Erstens, *die Gewissheit, eine persönliche Sendung bekommen zu haben*, deren Bedeutung sich auf die Gestal-

tung der Geschehnisse der Kirche im abendländischen Kulturraum auswirken sollte. Dass diese Gewissheit, eine solche göttliche Berufung zur Sendung bekommen zu haben, nichts zu tun hat mit einer arroganten Anmaßung aufgrund der persönlichen Fähigkeiten oder sonst, stellt sich klar heraus, wenn man seine Worte wirklich ernst nimmt: *„Wir kommen mit vollen Händen: mit der wirtschaftlichen Hilfslosigkeit, mit der physischen Hilfslosigkeit, aber auch mit der geistigen Hilfslosigkeit.... Am tiefsten empfinden wir wohl alle unsere moralische Hilfslosigkeit... Und endlich auch unsere religiöse Hilfslosigkeit.“* (Ebd., 7).

Zweitens, *die spezielle Beschaffenheit* der empfangenen Sendung. Die Breite der Auswirkung allein würde noch nicht den Kern dessen, was wir hier unter *Prophetischem* herausarbeiten möchten, eigentlich treffen. Der von P. Kentenich selbst gebrauchte Begriff, um seine Sendung - und wie wir später sehen werden die der ganzen Bewegung - zu bestimmen, ist wohl das qualifizierende Wort *charismatisch*. Weil dieses Wort (genauso wie eben das andere *prophetisch*) so vieldeutig geworden ist, ist es nötig, den Inhalt so genau wie möglich zu beschreiben. Um das zu tun, ist es am besten, wenn wir P. Kentenich selbst zu Wort kommen lassen: *„Sehen Sie, unter einer charismatischen Sendung versteht man eine Sendung, die zwar inhaltlich verwurzelt ist in der Tradition der Kirche, die aber die öffentliche Meinung überragt“* (Brasilien-Terziat 1952, I, 23). Die Sendung, die zunächst einmal als rein persönliches Geschenk empfangen wurde, ist jedoch nicht als eine Art exklusive Gabe verstanden und erlebt, sondern als eine die eigentlich der ganzen von ihm gegründeten Familie zusteht: *„Sie alle müssen sich davon überzeugen, dass wir eine charismatische Sendung haben. Ich habe erklärt, was wir darunter zu verstehen haben. Das ist eine Sendung, die über die öffentliche Meinung, die in der Kirche lebendig ist, hinausragt“* (Vortrag 02.02.52, 3). Gerade in diesem Punkt scheint am klarsten etwas ganz Zentrales und Konstitutives des *eigentlich* Prophetischen durch: Die Verheutigung des von Gott Gewollten, die Aktualisierung seines Willens für das jeweils verschiedene *hic et nunc* im Gang der Heilsgeschichte. Das vom Propheten Kentenich Verkündigte in Wort und Tat - vor allem durch seine Person, in der es schon lebendig und realisiert war - musste in irgendeiner Weise in Kollision geraten mit der eben hier und jetzt vorhandenen Kirche. Dass diese Differenz mit dem Kirchlichen im allgemeinen zu einer Auseinandersetzung mit dem Hierarchischen in der Kirche kommen sollte, ist dem Wesen der Botschaft entsprechend, da diese das herrschende kirchliche Bewusstsein unzweideutig beim weiten überragte. Eine jeweils verschieden gestaltete Spannung ist unvermeidbar, ja sie ist ein eindeutiges und eigentlich ein nötiges Zeichen einer charismatischen Berufung: *„Wo keine charismatische Sendung vorliegt, erlebt die Kirche sich selbst in solchen Heiligen oder Gründungen und Sendungen in ihrer Idealgestalt. Solche Sendungen oder Gründungen werden kaum sonderliche Schwierigkeiten haben. Weil diese Sendung ja auffängt, was in der Kirche lebt, sieht die Kirche sich in solchen Typen oder Sendungen wieder. Wo es sich aber um eine charismatische Sendung handelt, die zwar in der Kirche wurzelt, aber die weit hinausragt über das, was in der Kirche lebendig ist, da muss sie immer damit rechnen, dass sie von der Kirche angegriffen, ja sogar*

*bekämpft wird. Sie wird sich aber durchsetzen, sonst wäre sie keine göttliche. Eine solche Sendung muss immer mit der Kirche in Kollision kommen. Wenn das nicht der Fall ist, wenn nicht die unmittelbare Verfolgung durch die Braut Christi selbst erfolgt, dann wäre das nicht ein Zeichen einer charismatischen Sendung“ (Ebd., 3f.). Das P. Kentenich kennzeichnende Sendungsbewusstsein, das tatsächlich sehr stark war, ist an sich als Sendungsergriffenheit zu qualifizieren, was eben dem Grad des Charismatischen der Sendung entspricht: „Wir haben eine ausgesprochene charismatische Sendung“, behauptete P. Kentenich (Ebd., 4), und damit wollte er nicht nur die Größe derselben herausstellen, sondern gleichzeitig die Wichtigkeit des Gehorsams dieser Sendung gegenüber. Natürlich wollte er der Kirche gegenüber gehorsam sein und bleiben, die Treue dem Willen Gottes aber wollte er auf jeden Fall halten: „Es ist halt so: eine derartige Sendung haben, verlangt, dieser Sendung gehorsam gegenüber zu bleiben, selbst wenn man dafür ans Kreuz geschlagen wird. Steckt darin nicht einer größere Demut, als wenn ich zu allem Ja sage? Wem muss ich mich letzten Endes beugen? Letzten Endes muss ich mich Gott beugen. Wenn wir überzeugt sind, dass Gott uns diese Sendung gegeben hat, dann können Sie die Konsequenzen ziehen“ (Ebd.).*

Die von P. Kentenich gegründete Familie hat solche Worte sehr ernst zu nehmen. Mir persönlich fällt immer wieder auf, dass P. Kentenich nicht nur das erwähnte *Müssen* in bezug auf dieses *mit der offiziellen Kirche In-Konflikt-Kommen* als eine Art Gesetz auffasst, sondern dass das Ausbleiben desselben ausschließlich zwei Interpretationen zulassen würde, nämlich dass die Kirche den prophetischen Sendungsinhalt bejaht und sich ihn angeeignet hätte, oder dann wäre es ein ganz eindeutiges Zeichen des tragischen *Sendungsverlustes*. So sagt P. Kentenich: „*Sie müssen das als ein Gesetz auffassen: Gemeinschaften, die eine charismatische Sendung haben, müssen mit der offiziellen Kirche in Konflikt kommen. Verstehen Sie, weshalb? Das liegt ja im Wesen der charismatischen Sendung, weil diese Sendung dem Verhältnisse nach ja die öffentliche Meinung der Kirche hinter sich lässt, übersteigt, etwas anderes (will) als was die offizielle Kirche will. Das muss einfach sein; wenn das nicht der Fall wäre, wenn eine charismatische Sendung nicht (mit der offiziellen Kirche) in Konflikt käme, dann hätte sie ihre charismatische Sendung verloren, oder die Kirche hätte sich schon eingeschaltet“ (Brasilien-Terziat 1952, I, 24-26).*

Ein prophetisches Schönstatt muss diese Dinge klar haben. Und die kritischen Anfragen, die daraus entstehen sollte man an sich herankommen lassen: Hat sich die Kirche tatsächlich schon „eingeschaltet“? Fürchtet man die Kollision mit der „offiziellen“ Kirche? Dies wäre gar nicht allzu schnell zu verneinen, wenn man an den Verlauf des Heiligssprechungsprozesses denkt. Um das Wohlgefallen der Autorität zu wecken, kann man (ohne es fast zu merken) den Propheten retuschieren, ohne es absichtlich zu tun, oder gar nicht dessen bewusst, sowohl die Person und die Botschaft der Hierarchie „mundgerecht“ zu machen... Oder wird der Konflikt unverantwortlicher Weise - und das hieße eben, *un-prophetisch!* - heraufbeschworen? Es wäre gar nicht so unmöglich, dass man an irgend einem von



diesen Punkten eben unprophetisch handelt. Das Prophetische im Wesen Schönstatts lässt es in diese Spannung geraten. Die Intensität einer solchen Spannung mit der offiziellen Kirche ist natürlich der Annahme bzw. der Ablehnung der Prophetie entsprechend. Es ist auf der anderen Seite auch klar, dass solch eine gespannte Konfliktsituation nicht verewigt werden dürfte: *„Es muss die Zeit kommen, wo Autorität und Charisma sich total finden, sonst heißt das zu hohe Forderungen stellen an den Gehorsam des einzelnen“* (Brasilien-Terziat 1952, I, 34). P. Kentenich selbst bezeugt - in einer ganz freien Offenheit seines Geistes -, dass er persönlich eigentlich in einer ständigen Spannung mit der Autorität gelebt habe: *„Wenn Sie mein eigenes Leben auf sich wirken lassen: ein ewiger Konflikt mit der Autorität. Zunächst einmal der Konflikt mit der Hausleitung in Schönstatt, Konflikt zwischen Amt und Charisma, dann der Konflikt zwischen mir und dem gesamten Episkopat Deutschlands. Verstehen Sie, was das bedeutet? Konflikt zwischen Amt und Charisma. Können Sie verstehen, dass es einfacher für mich wäre, zu sagen: Herrgott, nimm mir die Sendung, das andere ist bequemer! Ist die Demut nicht viel größer, wenn ich mich der Sendung beuge, als wenn ich die Sendung wegwerfe? Sehen Sie, die Größe eines Menschen besteht immer in seinem Gehorsam seiner Sendung gegenüber“* (Ebd.). Eindeutigerweise spricht hier ein Mensch, der ein frappierendes Prophetenbewusstsein besaß. Er war sich natürlich der möglichen Nachwirkung seines Handelns auch bewusst, da er sich selbst als einen „charismatischen gesandten Menschen verstand“: *„Nun kommt der Konflikt noch mit der höchsten Leitung der Kirche und doppelt bedeutungsvoll, weil ich das selbst herausbeschworen habe. Das ist immer wieder dasselbe: Konflikt zwischen Amt und Charisma. Charismatisch gesandten Menschen folgen heißt ständig teilnehmen an der Spannung zwischen Amt und Charisma“* (Ebd.).

Ein - wenn man will - *nur* Teilaspekt ist die „Methode“, die P. Kentenich damals beim Konflikt mit der höchsten Leitung anwandte, einem Konflikt, den *er selbst herausbeschworen hatte*. Mir scheint hier seine ganze Überzeugung zum Zug zu kommen, dass Gott es wollte, und zwar nicht nur dem Inhalt der Prophetie nach, sondern auch die provokatorisch-prophetische Art und Weise, wie er handelte. Es ist nicht so, dass er sich nicht gründlich nach möglicher Verwechslung zwischen menschlichen und göttlichen Absichten, Fehldeutungen, etc. selbstkritisch gefragt hätte. Es ist gerade das Gegenteil der Fall. So fragt er sich: *„Entspricht das geschilderte Ereignis tatsächlich einer göttlichen Planung? Hat Gott wirklich die angedeutete Tür geöffnet, oder war es nicht doch menschliche Vermessenheit, die sie aufgestoßen hat? Sind nicht letzten Endes doch krankhafte Wunschträume mit Gottes Absichten in tragischer Weise verwechselt, verkleidet und verwirklicht worden?“* (Das Lebensgeheimnis Schönstatts I, 190).

Das unnachgiebige Fragen nimmt nicht nur Bezug auf die mögliche Fehldeutung oder -griff, sondern auch auf die ganz persönliche mögliche *Fehlhaltung*. So fragt er sich weiter: *„Muss man nicht nach wie vor wenigstens von einer bedauerlichen Fehldeutung, von einem folgenschweren Fehlgriff sprechen? Und wiederum: Steckt nicht Einbildung, Stolz, irreführender Geltungs- und Größendrang dahinter? Endlich:*

*Muss man nicht sogar von Größenwahn reden?*" (Ebd.). Es lag nahe sich zu beziehen auf „Hitler und seinesgleichen“, die P. Kentenich *„Tagesgötzen, die heute wie ein Meteor aufsteigen und morgen jäh vom Himmel in die Tiefe fallen“* (Ebd.) nennt. Sollte jemand aber der Meinung sein, dass es eben sich so verhält, dass es sich um eine falsche Haltung und dementsprechend eine bedauerliche Handlungsweise handelte, wird es ihm nicht übel genommen – *„genauso, wie ich niemand verargt hätte, wenn er sich 1914 nach der ersten, 1939 nach der zweiten, 1944 nach der dritten Gründungsurkunde so eingestellt und gesprochen hätte“* (Ebd.). Der Abstand damals war sicher zu kurz (drei Jahre), um es richtig zu beurteilen. Jetzt ist die geschichtliche Entwicklung weitergegangen, und in dieser Entwicklung ist gerade die im Glauben bezogene Position seiner Bewegung sehr wichtig, da gerade diese die Echtheit oder Falschheit der Prophetie letzten Endes mitentscheidet. Ob Schönstatt als *prophetisch* zu verstehen ist, hängt wesentlich von dieser gläubigen Haltung dem Gründer gegenüber ab, denn das prophetische *Handeln* wird sich daraus in natürlicher Weise ergeben.

Die außergewöhnlich stark begründete Überzeugung von seiner Sendung und von der Opportunität und Angemessenheit seiner Handlungsweise scheint mir ganz eindeutig in seiner Erwiderung auf die kritische Einstellung seiner *Methode* gegenüber klar (und schockierend sicher!) zum Ausdruck zu kommen: *„Andere werden sagen: Alles ist recht und gut. Man mag in der Beurteilung der Situation richtig ge-griffen haben, aber - die Methode, die Methode! Darf man denn so mit seinen kirchlichen Vorgesetzten umgehen? 'Quod licet Jovi, non licet bovi'. Was Paulus sich Petrus gegenüber erlaubt hat, darf nicht jedermann unbesehen nachahmen. ... Bis dahin glaube ich nur das eine erwidern zu dürfen: Das 'Gesetz der geöffneten Tür' hat diesen und keinen anderen Weg gewiesen. ... Die Natur hätte lieber einen anderen gewählt. Aber wenn Gott spricht, deutlich spricht, fordernd spricht, hat die Kreatur zu schweigen. ... Er allein hat das letzte Wort zu sprechen. Alles Sträuben ist und bleibt Verrat an der Sendung und rächt sich bitter. ... Du hast zu gehen! Du gehst! So lautet das Machtwort des Herrn -und damit ist jede Widerrede abgeschnitten. So bin ich denn gegangen. **Ich würde es ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal genauso machen, auch wenn die Folgen noch schmerzlicher wären**“* (Ebd. 208-209. Heraushebung von mir).

Gemessen am Gründer ist Schönstatt *prophetisch*. Wenn und insofern seine Gründung deren Ursprung nicht vergisst, bleibt es auch das. Unter strenger Beobachtung des „*Quod-licet-Prinzips*“, d.h., nicht einfach mechanisch imitierend oder inadäquat nachmachend, handelt es sich um das Ernstnehmen der Teilnahme an seiner charismatischen Sendung mit allen Konsequenzen. Nicht gerade die provokatorische genannte *Methode* einfach wiederholend, sondern die Inhalte der Prophetie einverkörpernd, und sie in aller Kohärenz ins Leben übersetzen.

Dann und nur dann *ist* Schönstatt *prophetisch, bleibt und handelt prophetisch*. Es muss sich also ein- und gleichschalten in die Person und die Sendung des Gründers, so wie sie sich im *Todessprung des 31.Mai* paradigmatisch dargestellt hat. Und hier ist die Frage am Platz, ob die Familie des Gründers die Inhalte des

Todessprunges, also die Konkretisierung desselben im praktischen existentiellen Nachvollzug tatsächlich klar hat, und es auch bis in die letzten Konsequenzen auslebt. Anders gesagt: Wenn seine Familie nicht mehr den prophetischen Sprung wagt, kein Risiko mehr eingeht, wenn alles nur inkreative Wiederholung ist, dann ist eben *kein* prophetisches Schönstatt mehr wirklich und real lebendig. Das Prophetische wäre dann *einmal* gewesen, aber *die Kinder des Propheten hätten sich einfach dem landläufigen ekklesialen Bewusstsein gleichgeschaltet und damit die Sendung verloren*. Es wären dann keine echte *Kinder* mehr des *Propheten* Kantenich und natürlich auch keine *Künder*. Auf diese Gefahr hat P. Kantenich uns alle aufmerksam gemacht, dass man nämlich nicht mehr bedingungslos an die *prophetische, die neue Welt antizipierende Zukunftsvision* glaubt und nicht kraftvoll danach trachtet, sie unverkürzt zu verwirklichen. So schreibt er aus Nueva Helvecia am 06.05.1948: *„Es hängt alles davon ab, ob wir es wieder fertigbringen, mit alter Inbrunst, Opferfreudigkeit und Einsatzbereitschaft uns zurückzufinden zu unserer grossen Zukunftsvision, wie sie in 'Himmelwärts' umrissen ist“* (Zitiert nach: Das Lebensgeheimnis Schönstatts, I, 118). Mit dem Hintergrund des Kanonisationsprozesses und der verständlichen Sehnsucht, anerkannt und geschätzt zu werden, sollte man sich die Worte, die P. Kantenich unmittelbar danach schreibt, zu Herzen nehmen: *„Glückt uns das nicht, so mögen wir das Wohlwollen strebsamer kirchlicher Kreise uns erwerben, mögen gerne gesehen und gehört, als vernünftig, weltaufgeschlossen, kulturfreudig und weitzügig gelobt werden. Zutiefst gleichen wir und unsere Gemeinschaft einem Adler, der mit gebrochenen Flügeln zur Sonne empor will. Unsere beste Zeit ist vorbei. Der Totengräber steht vor der Türe. Das Grab ist uns schon geschaufelt; bald wird das Begräbnis stattfinden. Unsere Jugendideale waren Traum und Schaum; und die Kirche steht trauernd an der Bahre einer jungen Gemeinschaft, die einmal zu den höchsten Hoffnungen berechnete, dann aber im Kampf des Lebens zusammengebrochen ist. Gott bewahre uns vor diesem tragischen Schicksall“* (Ebd.). Das Thema eines *prophetischen* Schönstatt scheint mir darum um so wichtiger in unserer jetzigen Zeit, in welcher sowohl der von P. Kantenich mit Weit- und Tiefsicht erwähnte *Niedergang* wie auch die *Nivellierung* offensichtlich sich dem Höhepunkt nähern. Es müssen Kinder des Propheten eben diese Tiefenzone des *Charismatisch-Prophetischen* erleben und zu einer tief- und weitgreifenden Erweckung geführt werden. So schreibt der Vater-Prophet: *„Er (Gott) erwecke in unseren Reihen Männer und Frauen, die wie die alten Propheten gleich Sturmesgebräuse durch die welken Blätter eines morschen Baumes hindurchfegen, immer wieder neu zum Kampf aufrufen und höchste Forderungen an sich und andere stellen“* (Ebd.). Es handelt sich eben nicht um etwas anderes als das Handeln der Gottesmutter durch ihre Werkzeuge, fähig gewordene Werkzeuge, ohne die sie nicht ihre Sendung erfüllen kann, eine Sendungserfüllung, die nicht mit irgendwelchem Triumphalismus zu verwechseln ist, sondern die vom Geist Gottes möglich und konkret gemachte Sieghaftigkeit, die die Pläne des lebendigen Gottes -durch alle Hindernisse hindurch - zum vollkommenen Sieg führt: *„Wenn wir vertrauensvoll unser 'Mater perfectam habebit curam' sprechen, so gilt das auch für solche Zeiten*

*des Niederganges und der Nivellierung. Wir beten und opfern, dass die Gottesmutter immer Werkzeuge findet, mit denen sie schalten und walten kann, wie sie will, so dass sie immer bis zum Weltenende triumphierend das Wort wiederholen kann: 'Veni, vidi, vici' (Ebd. 118-119).*

Es gehört auch zu diesem prophetischen Bewusstsein eben eine ganz feste und absolute Überzeugung, ein echter Interpret des Willens Gottes zu sein, der von den seinen eine kompromisslose Nachfolge erwartet. Diese gläubige innere Gewissheit lässt den Propheten Kantenich sich ganz in der Nähe des Herrn erfahren, an dessen absoluten Anspruch er - der eigenen Berufung gemäss - teilnimmt. So kommentiert er das Echo auf seine Darstellungen von den *drei Wurzeln des Schönstatt-Baumes*: „Nicht selten war die Reaktion -vornehmlich unter Laien-Akademikern: 'Die Rede ist hart, wer kann sie hören?'(Jo 6,60) ... Die Antwort vertuschte nichts, sie hielt an der tiefen Übernatürlichkeit des ganzen Werkes fest, sie forderte ein herzhaftes, demütiges, ganzheitliches Ja zur gläubigen Überzeugung vom Einbruch göttlicher Kräfte in die Schönstattgeschichte“ (Ebd. 112). P. Kantenich wusste sich verantwortlich für das, was der lebendige Gott ihm und seiner Gründung geschenkt hatte.

### Schönstatt – auch heute eine prophetische Bewegung?

Um auf diese Frage eine realistische Antwort geben zu können, müsste man eine ganze Reihe von Aspekten analysieren. Es seien zumindest ein paar von ihnen einfach genannt, ohne eine Priorität der Themen aufstellen zu wollen:

- Welches ist *das Risiko*, das man heute einginge, wenn man Schönstatt *prophetisch* versteht und danach lebt?
- Haben die Schönstätter schon den sog. *Todessprung* des Gründers nachvollzogen? Und mit welchem Inhalt? Und die anderen Todessprünge, die danach vielleicht folgen sollten?
- Ist der von P. Kantenich so genannte „ewige Konflikt“ mit der Autorität endlich total zur Ruhe gekommen?
- Hat die eigene Modalität Schönstatts, Kirche zu sein, ihre provokatorische Spitze verloren?
- Wird der charismatische Impuls, *Kirche am neuen Zeiten Ufer zu werden*, nur harmonisierend verkündigt und gelebt?
- Welche Akzente sind unentbehrlich, um unsere *Pädagogik* als im Dienste eines charismatischen neuen Menschen stehend, der einer prophetischen Bewegung angehört, einordnen zu können? Wenn *Bewahrung* allzu einseitig betont wird anstatt *Bewährung*, dann wird es schwierig, das Pädagogische als *prophetisch* qualifiziert zu verstehen.
- Hat die Schulung im praktischen Glauben an den führenden Gott des Lebens und der Geschichte die nötige Relevanz? Ohne diesen geschulten Glauben ist es nicht möglich, geschichtsschöpferisch in den Verlauf der Dinge einzugreifen, wie es dem Prophetischen konstitutiv ist. Der *aktive* Glaube, der in

der Tat sich operativ zeigende Glaube an die reale Führung, die erlebt werden kann, ja, die der Gott der Geschichte schenkt, wenn man sich öffnet und die Zeichen zu deuten ehrlich versucht, um die Berufung von Mitschöpfer und Mitlenker der Geschichte existentiell zu realisieren.

All die anderen Fragen, die sofort auftauchen, müsste man der Reihe nach analysieren, um die Konkretisierung zu suchen, je nach Aktualität und Bedeutung.

Zum Schluss sei gesagt, dass eine solche Reflexion erforderlich ist, es sei denn, man lasse einfach die Aktualität des Prophetischen für Schönstatt – 35 Jahre nach dem Tod des Gründers - nur eine harmlose und ahistorische folgenlose Reminiscenz sein.

Joachim Schmiedl

## Das künstlerische Aushängeschild Schönstatts 50 Jahre Goldschmiede Schönstatt<sup>1</sup>

Ein 50jähriges Betriebsjubiläum zu feiern ist in der wirtschaftlich angespannten und krisengeschüttelten Lage unseres Landes keine Selbstverständlichkeit. Wenn wir im Jahr 2003 auf ein halbes Jahrhundert Goldschmiede in Schönstatt zurückblicken, so ist das auf der einen Seite Anlass zu tiefer Dankbarkeit. Im Sinne der religiösen Zielsetzung der Goldschmiede geht dieser Dank an den dreifaltigen Gott und die Gottesmutter Maria, die Dreimal wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt. Im Sinne der an der Gründung vor 50 Jahren beteiligten Personen müssen die Ideengeber genannt werden, P. Joseph Kentenich, der Gründer der Schönstatt-Bewegung, und P. Alexander Menningen. Untrennbar verbunden mit der Goldschmiede ist die Person des ersten Goldschmiedemeisters, Paul M. Rothgerber. Aus der großen Anzahl (über 110) der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die seit der Gründung im Betrieb gearbeitet haben - 62 wurden in der Goldschmiede ausgebildet, die vielen Kurzzeitpraktikanten nicht gerechnet - soll stellvertretend für viele Johannes Abele herausgehoben werden, der 35 Jahre im Betrieb tätig war. Es ist nicht die erste Feier in diesem Jubiläumsjahr. Im Juni durften wir bereits das 50jährige Meisterjubiläum von Paul Rothgerber begehen, der bei dieser Gelegenheit den Goldenen Meisterbrief überreicht bekam. Mit der Meisterprüfung war das Fundament gelegt, damit der Goldschmiedebetrieb in Schönstatt überhaupt errichtet werden konnte. Was steckte aber eigentlich dahinter?

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag gibt den Festvortrag wieder, der am 09. November 2003 aus Anlass des 50jährigen Betriebsjubiläum der Goldschmiede Schönstatt gehalten wurde.

## Gründungsimpulse

Als die Schönstätter Marienbrüder am 16. Juli 1942 im KZ Dachau gegründet wurden, war für P. Joseph Kentenich klar, dass es sich nicht um eine weitere Brüdergemeinschaft in der exquisiten Reihe der bereits existierenden handeln konnte. Die Aufgabe der Marienbrüder sollte in der Verbindung von gottgeweihtem Leben, Verwobenheit mit der Welt und Engagement in einer konkreten Berufstätigkeit liegen. Diese Aufgabe benannte er mit dem Stichwort „Laiensendung“. 1954 schrieb er im Blick auf die Marienbrüder dazu:

„Damit berühren wir bereits die Laiensendung, die heute nicht genug eingeschätzt werden kann. Sie lässt sich unter vielfältigen Gesichtspunkten sehen und sichten. Wir beschränken uns hier bloß auf ihre Aufgabe gegenüber dem stärker und stärker in Erscheinung tretenden Gestaltwandel von Welt und Kirche und Individuum und Gemeinschaft hin zum kommenden, zum neuesten Zeitenufer. Leider hat die moderne Naturwissenschaft und Technik sich in beängstigender Weise entfaltet. So kommt es, dass wir heute von einem säkularisierten Arbeitsraum oder von einer neuheidnischen Atmosphäre sprechen müssen, die das Klima des Arbeitsraumes bestimmt. So kommt es ferner, dass wir ein Arbeiter- und Arbeitsethos konstatieren müssen, das sich allseitig von jenseitiger Orientierung losgelöst hat. Damit ist die dreifache große Sendung gekennzeichnet, die Laien der bezeichneten Art zu erfüllen haben. Ihnen obliegt die überaus schwierige, aber auch ebenso bedeutsame und unabdinglich notwendige Aufgabe, dafür zu sorgen, dass der Arbeitsraum wieder konsekriert oder religiös durchtränkt und durchdrungen wird. Sie haben die Pflicht alles zu versuchen, um das Arbeits- und Arbeiterethos wiederum zu taufen, und so fruchtbar mitzuwirken, um die erschütterte christliche Gesellschaftsordnung zu retten.“ (1954)

P. Kentenich bezeichnete denjenigen, der in einer solchen Weise um eine Sakralisierung der Arbeit, die nicht mit einem Workaholismus zu verwechseln ist, bemüht ist, als „Berufslaien“. Er definierte: „Berufslaiie wird der Laie genannt, der in seinem laienhaften Sein und Sollen und Wirken einen klar erkannten und mit ganzer Seele umfassten göttlichen Ruf und eine göttliche Berufung erblickt.“ (1954) In diesem Sinne hatte er schon vor seiner Verbannung nach Milwaukee davon geträumt, dass auf dem Marienberg, in der Flurbezeichnung der Stadt Vallendar als „Hühnerberg“ benannt, den er im Geiste schon für die Männergemeinschaften der Schönstatt-Bewegung vorgesehen hatte, Bildungszentren und Ausbildungseinrichtungen entstünden, in denen nicht nur handwerkliches Können, sondern auch die religiöse Dimension des Arbeitens und das Standesbewusstsein eines christlich engagierten und geprägten Laien vermittelt würde. Hält man sich vor Augen, dass solches Denken in der Kirche der 1950er Jahre keineswegs selbstverständlich war, dass wichtige theologische Werke über die Stellung des Laien in Kirche und Welt erst in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts geschrieben wurden, so erahnt man die prophetische Kraft des Kentenichschen Traums.

Zur Verwirklichung einer solchen Vision brauchte es jedoch konkrete Personen. Massenhaft standen sie nicht zur Verfügung, denn von den ersten Anfängen bis heute ist die Berufung eines Marienbruders selten. Gefunden wurde eine solche Berufung in Paul M. Rothgerber. Aus Waldstetten bei Schwäbisch Gmünd stammend, hatte er bereits vor seinem Eintritt als Schmuck-Goldschmied gearbeitet. Nach seinem Noviziat absolvierte er einen Meisterkurs und erweiterte seine Kenntnisse an der Goldschmiede-Fachschule. Gleichzeitig arbeitete er in der Werkstatt eines sogenannten Kirchengoldschmieds, beides in Schwäbisch Gmünd. Nach Abschluss der Meisterprüfung, am 08.06.1953, richtete er eine kleine Werkstatt auf der Veranda des Josef-Engling-Hauses in der Höhrer-Straße 77 ein. Auf der Veranda dieses Hauses begann also vor 50 Jahren die Goldschmiede-Werkstatt der Schönstätter Marienbrüder. 1951 konnten die Marienbrüder von den Schönstatt-Priestern das neben der Marienau gelegene Häuschen - heute noch unter dem Namen „Alte Goldschmiede“ bekannt - mieten. Da die Räume im Josef-Engling-Haus bald zu klein wurden und alles äußerst beengt zuzuging, fiel 1959 die Entscheidung, die Goldschmiede in einen Teil dieses Nebengebäudes der Marienau umzusiedeln und alles entsprechend auszubauen. Ein Verkaufsraum und ein kleines Schaufenster (was bis dahin noch nicht vorhanden war) stellten die Beziehung zur Außenwelt her. Das Personal erweiterte sich bis auf 13 oder 14 Meister, Gesellen und Lehrlinge. So wurde auch hier im Laufe der Jahre die Welt zu klein. Im Rahmen einer Gesamtplanung wurde dann Anfang der 1970er Jahre das Mario-Hiriart-Haus in Angriff genommen. 1975 war es dann soweit, dass die Goldschmiede ihren Trakt beziehen konnte. Eine geräumige Werkstatt und ein großzügiger Verkaufsraum standen nun für die gewachsene Produktpalette der Goldschmiede zur Verfügung.

## Hintergründe

Schaut man sich bis heute das Produktangebot der Goldschmiede an, so fällt der große Anteil an religiösen Kreationen auf. Die Schaufenster werden beherrscht von Kreuzen, Kelchen und Monstranzen, von Marienbildern aus Bronze und als Anhänger, von Tabernakeln und Kerzenständern. Natürlich finden sich auch Ringe und Broschen, Hals- und Armbänder und andere Schmuckstücke. Aber den Hauptteil machen doch die religiösen Gegenstände aus. Damit ist die Goldschmiede der Marienbrüder eine der wenigen in Deutschland noch existierenden, auf sakrale Kunst spezialisierten Werkstätten.

Das mag auf den ersten Blick verwundern, verbindet man doch im religiösen Bereich Goldschmiedekunst eher mit vergangenen Jahrhunderten. Der einschlägige Artikel im neuen „Lexikon für Theologie und Kirche“ behandelt denn auch ausführlich die Entwicklung der Goldschmiedekunst seit der Bronzezeit bis in die Gegenwart. Er endet allerdings mit der Jugendstilepoche, also mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Die vergangenen 100 Jahre scheinen auf dem Gebiet der sakralen Kunst nichts Erwähnenswertes hervorgebracht zu haben. Aber warum sollte der Eindruck nicht täuschen? In einem Vortrag zum evangelischen Abendmahlsgerät

wurde neulich hervorgehoben, dass es entgegen der allgemeinen Meinung eine Fülle von nachreformatorischen Kultgegenständen gibt, die keineswegs nur von schlichtem Dekor seien, sondern mit den gleichen reichen Verzierungen ausgeführt wurden, wie sie sich zur selben Zeit der Spätrenaissance und des Barock auf katholischer Seite finden. Das muss auch für die Sakralkunst des 20. Jahrhunderts gesagt werden. Der Zeitgeschmack wirkte vermutlich in viel stärkerem Maß auf die Produktion liturgischer Gegenstände ein, als man es sich unmittelbar einzugestehen wagt. Das zeigt allein der Formvergleich von Kelchen, die am Anfang des 20. Jahrhunderts vom Kunstgeschmack des Jugendstils geprägt waren, sich dann aber zunehmend einer neuen Sachlichkeit öffneten. Die verwendete Symbolik widerspiegelt ebenfalls die Veränderungen im spirituellen Zugang und der künstlerischen Umsetzung.

Die vergangenen 50 Jahre kennen gewaltige Veränderungen im Verhältnis von Kunst und Kirche. Die Autonomie der Kunst gegenüber dem kirchlichen Lehramt wird heute weitgehend anerkannt. Gleichzeitig wird auch die Dienstfunktion der Kunst gegenüber ihren Auftraggebern gesehen. Dass es dabei immer wieder zu – hoffentlich fruchtbaren – Spannungen kommt, braucht nicht zu verwundern. Diese Spannungen resultieren schon aus den unterschiedlichen Kunststilen. In manchen Fällen mag abstrakte Symbolik die gemeinten Inhalte leichter zu transportieren als eine realistische Darstellungsweise. Wenn der Realismus jedoch offen genug ist für unterschiedliche Interpretationen und Zugänge, zeigt er durchaus seine Berechtigung gegenüber der reinen Abstraktion.

Spannungen können aber auch aus Kompetenzstreitigkeiten entstehen. In der jüngst erschienenen Biographie des Kölner Kardinals Josef Frings wird im Zusammenhang mit dem „Aschermittwoch der Künstler“ eine Auseinandersetzung aus dem Jahr 1958 berichtet. Ein Musikprofessor weigerte sich, an dieser Veranstaltung teilzunehmen, weil über liturgische Musik diskutiert würde, was seiner Meinung nach exklusive Aufgabe des Cäcilien-Verbandes sei. Ob denn, so der Kommentar des Kardinals, ein getaufter Christ nur dann über moderne Literatur diskutieren dürfe, wenn er Mitglied des Borromäusvereins sei? Es ergäben sich seltsam-lustige Hegemonieansprüche. Die Fruchtbarkeit kirchlicher Kunst lässt sich dagegen nur aus dem gegenseitigen Dialog erkennen. Dieser Dialog setzt von Seiten der Kirche die Bereitschaft voraus, künstlerische Kompetenz anzuerkennen. Das ist nicht in jedem Fall leicht. Andererseits braucht es auch von Seiten der Künstler oft viel Geduld, Einfühlungsvermögen und – um diesen theologischen Begriff zu gebrauchen – viel Demut, um nur mühsam artikulierte Vorstellungen kirchlicher Auftraggeber zu verstehen und ihnen Gestalt zu geben.

Ich meine, das 50jährige Betriebsjubiläum der Goldschmiede Schönstatt ist ein gebührender Anlass, um einen gelungenen Dialog zu feiern. Von Anfang an war es das große Anliegen von Paul Rothgerber und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Sakralkunst nicht nur künstlerisch wertvoll zu gestalten, sondern einem spirituellen Anliegen Form zu geben. An zwei Beispielen soll das verdeutlicht werden.



## Symbolhaftes Denken und Leben

Zu den am häufigsten verkauften Produkten der Goldschmiede gehört das „Kreuz der Einheit“, früher als „Chile-Kreuz“ bekannt. Es ist Ende der 1950er Jahre im brasilianischen Santa Maria unter den südamerikanischen Pallottiner-Studenten entstanden, die sich für die Schönstatt-Bewegung einsetzen wollten. Der Künstler, Angel Vicente Cerró, wollte mit der Gestaltung des Kreuzes das Christusbild der Bewegung darstellen. Nach den Worten des Gründers, P. Joseph Kentenich, ist Jesus Christus ganz tief mit seiner Mutter Maria verbunden, gleichzeitig aber auf den Vatergott hin orientiert und vom Heiligen Geist erfüllt. Diese Elemente sind im Kreuz symbolhaft zum Ausdruck gebracht, wobei das Besondere die Gestalt Marias ist, die dem sterbenden Erlöser den Kelch hinreicht. Motivgeschichtlich handelt es sich um kein Unikat. In der Abteikirche von Maria Laach findet sich ein Mosaik mit einer ähnlichen Darstellung. Was die schönstättische Version dieses Kreuzes so besonders macht, ist der theologische Hintergrund: Das Kreuz lässt sich unter dem Aspekt der Einheit sowohl von Christus her interpretieren als auch von Maria, von der P. Kentenich sagte, ihre besondere Aufgabe sei die der Dauergefährtin und Dauerhelferin ihres Sohnes beim gesamten Erlösungswerk, wobei er ihr mitleidendes Mitwirken beim Höhepunkt dieser Erlösung, nämlich in der Stunde des Sterbens Jesu, ausdrücklich hervorhob. Außerdem wurde das Kreuz wichtig, weil es in der Zeit seiner Entstehung für die zerstrittene chilenische Schönstatt-Bewegung ein Zeichen wurde, in der sie zu einer neuen Gemeinsamkeit finden konnten. Unterschiedliche Interpretationen des apostolischen Weges konnten in dem Miteinander von Mutter und Sohn eine einigende Wirkung auch für die eigene Situation erleben.

Was in diesem Kreuz zum Ausdruck kommt, ist eine besondere Form symbolhaften Denkens. P. Kentenich rang sein ganzes Leben lang darum, eine bestimmte Denkform zu kultivieren. In einer Zeit, in der naturwissenschaftlich-technisches Denken das analytische Sezieren zur Grundform menschlichen Lebens zu erheben drohte, plädierte er für ein ganzheitliches, naturgemäßes, organisches Denken. Ein wichtiges Element dieses organischen Denkens ist für ihm das symbolhafte Denken. 1941, in seinem Exerzitienkurs über den „marianischen Priester“, definierte er den dahinterstehenden Lebensvorgang wie folgt:

„Das ist ein Denken, das an Symbolen haftet. Oder mit anderen Worten, ein Denken, Sprechen, Wollen, Handeln, das mit Symbolen verknüpft ist, das sich äußert durch Symbole. nennt man symbolhaft. Wann ist z. B. die Krönung der Gottesmutter eine symbolhafte Handlung? Wenn ich die Gottesmutter innerseelisch und auch nach außen durch ein Symbol als meine Königin anerkenne. Das bedeutet mehr, als wenn ich bloß einen frommen Gedanken denke, bloß einen frommen Spruch spreche, vor allem deswegen, weil hier der Mensch ganzheitlich mitwirkt.

Symbol nun ist ein sinnlich wahrnehmbares Bild für eine höhere dahinter stehende Wirklichkeit. So ist etwa die Rose Sinnbild für die Liebe, das Veilchen für die Treue.

Man beobachte einmal, welch breiten Raum im gesunden Volksleben das symbolhafte Denken, Reden und Handeln einnimmt. Dagegen hat das intellektualistische Zeitalter dafür kein Organ.

In der Hl. Schrift können wir ferner beobachten, wie der Heilige Geist ungemein stark und vielfältig mit Symbolen arbeitet. Hören wir in diesem Zusammenhang einmal die bekannten Ausdrücke: Typen, Realtypen und Personaltypen, Wo es sich um Typen im eigentlichen Sinne handelt, da will der Heilige Geist ausdrücklich zu uns sprechen durch ein Symbol. So ist Eva Typ der Gottesmutter, d. h. sie kann und soll uns etwas aussagen über die Gottesmutter. Die meisten Bilder der Hl. Schrift sind Bilder oder Typen im weiteren Sinne. etwa der brennende Dornbusch, das Vließ Gedeons. Hier werden die Bilder Ausdruck des subjektiven Denkens. Das marianische Denken früherer Jahrhunderte ist voll gesättigt mit diesen Symbolen. Auch unsere marianischen Volkslieder.“

Der theologische Grund für ein solches symbolhaftes Denken ist nach P. Kentenich die Gottebenbildlichkeit des Menschen. Um die Schöpfung als Werk Gottes zu verstehen, muss sie auf ihn verweisen. Das geschieht dadurch, dass jede Person, jedes Geschöpf, jedes Ding, jede Handlung nicht nur in der vordergründigen Sichtbarkeit zu interpretieren ist, sondern in einer zweiten Dimension auf den Schöpfer hindeuten möchte. Der heilige Augustinus hat das auf seiner Suche nach Gott so erfahren, dass er gewissermaßen von jedem Geschöpf gesagt bekam, es selbst sei nicht Gott; er müsse höher hinaufsteigen, um den Schöpfer zu finden. Es ist also, so P. Kentenich, eine besondere Aufgabe des Menschen als Ebenbild Gottes, sich um die Deutung und Gestaltung von Symbolen zu mühen:

„Symboldeutung: Wir müssen eine eigene Schulung durchmachen, um wieder lesen zu lernen. Gehen wir beim Volke in die Schule!

Symbolentfaltung: Diese Aufgabe ist vor allem dem Erzieher gestellt. Er hat dafür zu sorgen, daß jedes Geschöpf den Symbol wert entfaltet, der keimhaft in ihm steckt. Ich muß also z. B. wissen, wofür die Frau Symbol ist, wenn ich Frauen bilden will.

Symbolgestaltung: Ich muss schöpferisch tätig sein auf dem Gebiete der Symbolik. Das kann sich zeigen beim Schmuck der Kirche, bei der Feier von Festen. Übe ich das für mich? Lehre ich das andere? Alles, was ich in dieser Hinsicht tue, fördert und pflegt echtes naturhaftes Denken.“ (1941)

Das „Kreuz der Einheit“ ist ein solches schöpferisch gewordenen Symbol. Es vereint theologische Reflexion mit spiritueller Erfahrung, lässt sich als Ausdruck persönlicher Verbundenheit mit Christus und Maria ebenso anschauen wie unter dem Aspekt gemeinschaftlicher Lebensströmungen. Und es ist zu einem Markenzeichen der Goldschmiede geworden. In der aktuellen Produktpalette finden über 20 verschiedene Versionen dieses in der ganzen Welt verbreiteten Erkennungszeichens der Schönstatt-Bewegung, das auch darüber hinaus bekannt ist und geschätzt wird; man denke nur daran, dass es die Schwestern der seligen Mutter Theresia von Kalkutta ebenfalls als ihr Symbol lieben.

P. Kentenich resümiert seine Ausführungen zum symbolhaften Denken mit folgenden Bemerkungen:

„Jedes gesunde Zeitalter lebt von der Symbolsprache und von symbolhaftem Denken.

Ungesund repräsentiert sich eine Zeit in dem Ausmaße, als sie abstrakt denkt und abstrakt spricht.

Unsere Kirche, insoweit und weil sie vom Heiligen Geiste regiert wird, ist immer in diesem Sinne gesund geblieben. Ohne Symbolhaftigkeit und -freudigkeit können wir uns die Kirche nicht denken. Die ganze Liturgie ist ja nichts anderes. Nur der versteht die Spendung der Sakramente usw., der symbolhaftes Denken versteht. Das Wesentliche der Priesterweihe z. B. ist nicht in den Worten, sondern in den Symbolen zum Ausdruck gebracht.“ (1941)

## Leben aus Idealen

Damit sind wir bereits bei einer zweiten Produktpalette der Goldschmiede, die in ihrer Form ziemlich einzigartig in Deutschland sein dürfte. In der pädagogischen Praxis der Schönstatt-Bewegung spielt das Leben aus Idealen eine große Rolle. In den Einführungszeiten der einzelnen Gemeinschaften wird sehr viel Wert darauf gelegt, dass die Einzelnen dem originellen Plan Gottes für ihr Leben nachspüren und dafür eine griffige Formulierung finden. P. Kentenich sprach vom Persönlichen Ideal als der inneren Kraft, aus der heraus der Einzelne sein Leben als gottgeschenkt sehen und den Auftrag seines Lebens erkennen kann. Eine solche Dynamik entdeckte Kentenich auch in gemeinschaftlichen Lebensprozessen, weshalb er neben dem Persönlichen Ideal auch von einem Gemeinschaftsideal und von Kursidealen sprach.

Aus dem Umfeld dieses Lebensvorgangs Ideal entstammt ein großer Teil der Eigenproduktion der Goldschmiede. Dabei handelt es sich um Ausdrücke der Beziehung zur Gottesmutter Maria – gestaltete Marienbilder und Kronen mit einer reichen Symbolik, deren Zahl mehrere Tausend umfasst. Es handelt sich um Kelche, die von Priestern aus der Schönstatt-Bewegung oft anlässlich ihrer ersten Eucharistiefeier in Auftrag gegeben werden und auf denen ihre ganz persönliche Auffassung vom Priestertum dargestellt sind – in 50 Jahren etwa 500 verschiedene Kelche. Es handelt sich um insgesamt über 200 Groß- und Kleinmonstranzen, bei deren Gestaltung Symbole eucharistischer Frömmigkeit zeitgemäß umgesetzt werden kann hier nicht darum gehen, den ganzen Reichtum sakralen Kunsthandwerks vorzustellen, der in 50 Jahren die Werkstätte der Schönstätter Goldschmiede verlassen hat. Ein Gang durch die Verkaufsräume veranschaulicht die Fülle dessen, was heute auf dem Markt ist. Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist zu wünschen, dass sie aus der spirituellen Tradition, aus der heraus die Goldschmiede in 50 Jahren geworden ist, Wege in die Zukunft finden können, die die Werkstätte das bleiben lassen, was sie in dieser Zeit geworden ist – das künstlerische Aushängeschild der Schönstatt-Bewegung.

## BUCHBESPRECHUNGEN

*Augustin, George / Kreidler, Johannes (Hrsg.): Den Himmel offen halten. Priester sein heute, Freiburg: Herder 2003, 287 S.*

Zeit- und Seelenlage zu beachten und zugleich die Gegebenheiten des Glaubens, eben die Dogmatik, hinsichtlich katholischen Priesterseins im Auge zu behalten, das ist Anliegen des vorliegenden Sammelbandes.

Herausgeber sind Professor Dr. George Augustin (Indien) von der Hochschule der Pallottiner in Vallendar und Weihbischof Dr. Johannes Kreidler, Rottenburg. Kreidler war früher Regens am Priesterseminar in Rottenburg. Augustin ist zugleich Priesterseelsorger im Bistum Rottenburg. Der ehemalige Bischof und akademische Lehrer beider Herausgeber wie auch mancher Autoren des Bandes, Walter Kardinal Kasper, wie auch sein Nachfolger, Dr. Gebhard Fürst, bezeugen mit dem Bischof von Regensburg, Gerhard Ludwig Müller (Verfasser einer modernen Dogmatik) und Weihbischof Thomas Maria Renz, wie ein Bischof sich um die Grundfragen eines Priesters von heute sorgt. Theologen, Priester und Laien, vorwiegend aus dem Raum der großen Diözese Rottenburg - Stuttgart, zeigen das breite Spektrum der Erkenntnisse und Fragen, denen sich die Kirche in diesem Thema konfrontiert sieht.

Alle Beiträge machen deutlich: Hinter das II. Vatikanische Konzil mit seinen Herausforderungen und Hori-

zonten kommt der überzeugte Christ und Priester ebenso wenig wie die Kirche insgesamt nicht mehr zurück. Zugleich ist mit *Lumen gentium*, der Konstitution über die Kirche, mit den Konstitutionen über Offenbarung als personale Mitteilung Gottes (gerade auch an den Priester als Mann Gottes) und die Verlautbarungen über Ausbildung, Dienst und Leben der Priester wie über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens ein Fundament gegeben, auf dem aufzubauen ist. Dienst der Einheit und der Versöhnung zunächst in der Ökumene (Kardinal Kasper) und darüber hinaus in der Welt von heute (Medard Kehl) verweisen auf Initiativen des Konzils wie des gegenwärtigen Papstes, die nicht zu umgehen sind.

Vier Abteilungen gliedern die Fülle des Themas: I. Im Blickfeld: Wahrnehmungen und Erwartungen. II. Ein Panorama: Dimensionen des priesterlichen Dienstes. III. Schlaglichter: Zum Gelingen des priesterlichen Dienstes. IV. Horizonte: Theologische Verhältnisbestimmungen.

Vertraut mit der Rede P. Kenteinichs vom Einbruch des Göttlichen im Lebensvorgang Schönstatt, wird der *Regnum-Leser* den Titel des Sammelbandes beachten. Der Wiener Pastoraltheologe Zulehner, bekannt durch seine Untersuchungen über den Priester heutiger Zeit (u.a. mit dem Ergebnis: die meisten Priester sind mit ihrem Beruf zufrieden), postuliert den Gottesmann, der den Himmel offen hält. Das ist heute eine

ebenso (offen) abgelehnte, wie (insgeheim) aufrecht erhaltene Erwartung an die wenigen, die ihr Knie vor heutigen Baalen nicht gebeugt und sein Bild nicht geküsst haben (vgl. die Botschaft P. Kentenichs zur Einweihung der Anbetungskirche vom 09.06.1968). Dabei kann der heutige Gottesmann freilich nicht wie Elija das Messer in die Hand nehmen. Er muss vielmehr ein Herz für die Menschen haben - mit seinem Können und Nichtkönnen, mit seinem Wissen und Nichtwissen.

Gewissermaßen hat die Schönstatt-Bewegung (nicht nur durch ihren priesterlichen Gründer) an dem Buch mitgeschrieben. Dies wird ausgesprochen deutlich an dem Beitrag von Thomas Maria Renz, dem jungen Weihbischof von Rottenburg. Er schreibt über Priestergemeinschaft als Lebensmodell für die Zukunft. Die Priesterbewegung Schönstatts verfügt mittlerweile über mehr als 80 Jahre Erfahrung, wie Pfarrer in Gruppen leben können und dem Presbyterium eines Bistums Impulse geben oder (wie neuestens wieder in Freiburg) an der Spitze eines Bistums stehen. Darüber hinaus inspirieren Schönstatt-Priester des Instituts, des Bundes und der Liga zusammen mit den Schönstatt-Patres Leben und Wirken der Schönstatt-Bewegung, wobei freilich den Diözesanpriestern vor allem die Leitung der Bewegung in ihrem apostolischen Engagement auf Diözesanebene zukommt. Die Zusammenarbeit der Priestergemeinschaften - als Frucht ihrer gemeinsamen Weihe an Maria - zeigt sich im neuen Jahrhundert im

Schönstätter Pastoralkongress, der mit dem geistlichen Lebensvorgang Spurensuche - dieses Wort findet sich im Geleitwort Lehmanns - einen Beitrag leisten will, dass der heutige Mensch (und Priester) den Himmel nicht den Spatzen überlässt. Schönstatt kennt mit dem Wort P. Kentenichs vom fliegenden Spiritual (der Spiritual als Besucher) und entsprechender Einrichtung weitere Möglichkeiten der Begleitung von Priestern. Hier darf auch auf das in unserem Band zitierte Buch von Hubertus Brantzen über Lebenskultur des Priesters hingewiesen werden.

Alles in allem verdient das Buch die Aufmerksamkeit einer geistlichen Bewegung, die über eine ausgeprägte und mit Berufen gesegnete Priesterbewegung verfügt, wie dies in Schönstatt der Fall ist.

Siegfried Koch

*Stein, Edith: Kreuzeswissenschaft. Studie über Johannes vom Kreuz (neu bearbeitet u. eingeleitet v. Ulrich Dobhan OCD) (Edith Stein Gesamtausgabe Bd. 18), Freiburg: Herder 2003, 265 S.*

Papst Johannes Paul II. hat Edith Stein, die bekannte jüdische Philosophin und Karmelitin, am 11. Oktober 1998 in Rom heiliggesprochen und ein Jahr später mit Birgitta von Schweden und Katharina von Siena zur Schutzpatronin Europas erklärt. Zur Zeit erscheint im Herder Verlag(Freiburg) eine Gesamtausgabe ihrer pädagogischen, philosophischen und spirituellen Schriften (ES-

GA = Edith Stein Gesamtausgabe), ein auf 25 Bände angelegtes Werk. Im Frühjahr dieses Jahres erfolgte nun eine lange vergriffene Neuauflage ihrer Studie über den Ordensvater Johannes von Kreuz mit dem Titel „Kreuzeswissenschaft“ (KW). Dieses Werk ist ihr letztes, bevor sie Sommer 1942 vermutlich in einer Gaskammer in Auschwitz-Birkenau ihr Leben lassen musste. Anlass für die Schrift war der 400. Geburtstag von Johannes von Kreuz, der 1942 begangen wurde. Sie schreibt in einem Brief vom 17.11.1940 aus dem niederländischen Karmel in Echt: „Eben bin ich daran, Material für eine neue Arbeit zu sammeln, da unsere liebe Mutter wünscht, dass ich mich wieder wissenschaftlich betätige, soweit sich das in unseren Lebensverhältnissen und unter den gegenwärtigen Umständen tun lässt. Ich bin sehr dankbar, dass ich noch einmal etwas tun darf, ehe das Gehirn völlig einrostet.“ (KW XVIII) Ein zweiter Grund war wohl, dass sie durch diese intensive Beschäftigung von den schrecklichen Geschehnissen außerhalb der Klausur abgelenkt werden sollte. Edith Stein will mehr als nur eine Art Hagiographie ihres Ordensvaters schaffen, sie möchte die integrative Einheit von Leben und Werk des Johannes vom Kreuz in der Botschaft vom Kreuz aufzuzeigen: Es ist eine Kreuzeswissenschaft in einer zweifachen Bedeutung, als eine „Theologie des Kreuzes und als Kreuzeschule, d.h. Leben im Wahrzeichen des Kreuzes“ (KW XX). Entsprechend auch die ersten Sätze ihres Vorworts: „Auf den folgenden Blättern wird der Versuch

gemacht, Johannes vom Kreuz in der Einheit seines Wesens zu fassen, wie sie sich in seinem Leben und in seinen Werken auswirkt ... Die Zeugnisse kommen ausführlich zu Wort, aber nachdem sie gesprochen haben, wird eine Deutung versucht, und in diesen Deutungsversuchen macht sich geltend, was die Verfasserin in einem lebenslangen Bemühen von den Gesetzen geistigen Seins und Lebens erfasst zu haben glaubt.“ Es geht, wie sie selber sagt, um eine „Herausarbeitung einer Philosophie der Person“ (KW 3). Damit macht sie ihre Handschrift als Philosophin deutlich. Sie ist geschult in der phänomenologischen Methode Edmund Husserls, die sie aber in ihrer Art weiterentwickelt hat. Konkret geschieht dies in ihrer Art der Deutung zentraler Themen wie „Geist, Glauben und Beschauung“. Diese sind eingestreut an verschiedenen Stellen des Werkes, insbesondere in dem Abschnitt „Die Seele im Reich des Geistes und der Geister“ (KW 126-155). Dort spricht sie über „Ich, Freiheit und Person“ (KW 132-139), was, wie sie im Vorwort ausdrücklich vermerkt, nicht aus den Schriften Johannes von Kreuz stammt. Diese Ausführungen beeindrucken. Sie zeigen, dass die Seele des Menschen Tiefendimensionen besitzt, die durch Methoden empirischer Wissenschaften wie der Psychologie kaum erfassbar sind. Etwa wenn sie schreibt: „Das Ich ist das in der Seele, wodurch sie sich selbst besitzt und was sich in ihr als in seinem 'Raum' bewegt. Der tiefste Punkt ist zugleich der Ort ihrer Freiheit: der Ort, an dem sie ihr ganzes

Sein zusammenfassen und darüber entscheiden kann. ... nur am tiefsten Punkt hat man die Möglichkeit, alles am letzten Maßstab zu messen; ... Der Mensch ist dazu berufen, in seinem Innersten zu leben und sich selbst so in die Hand zu nehmen, wie es nur von hier aus möglich ist; nur von hier aus ist auch die rechte Auseinandersetzung mit der Welt möglich; nur von hier aus kann er den Platz in der Welt finden, der ihm zugedacht ist.“ (KW 133) Edith Stein interpretiert und reflektiert religiöse Erfahrungen im Bereich der menschlichen Seele. Sie kann damit dem heutigen Leser geistliche Anregung geben, nicht nur für jene, die hinter dicken Klostermauern leben, vielleicht auch für einen Menschen, der in vielfältiger Beanspruchung in der Gefahr ist, seine „Seele“ zu verlieren. Für Edith Stein wirkt sich das geistliche Leben mit Gott darin aus, dass es einen besseren Zugang zu seinen Mitmenschen eröffnet: „Es ist auch eine offenkundige Wahrheit, dass das Mitgefühl mit dem Nächsten um so mehr wächst, je mehr die Seele durch die Liebe mit Gott verbunden ist. ... Und so groß ist die Glut und Stärke ihrer Liebe, dass jene, die im Besitz Gottes sind, sich nicht mit ihrem eigenen Gewinn begnügen und zufriedengeben können; es scheint ihnen zu wenig, allein in den Himmel zu gehen ...“ (KW 236)

In heutiger Sprache könnte man sagen, Edith Stein verdeutlicht, was die wesentliche religiöse Erfahrung des Johannes von Kreuz ausmacht, nämlich eine Glaubenserfahrung, die ihre Mitte im Kreuz Jesu Christi hat.

Sie ist nicht gelernt, sondern von Jugend an eingeübt. Und er hält sie durch bis zum Ende seines Lebens. Edith Stein: „Die Kreuzeslehre des hl. Johannes wäre nicht als ‘Kreuzeswissenschaft’ in unserem Sinne anzusprechen, wenn sie auf bloßer Verstandeseinsicht beruhte. Aber sie trägt den echten Stempel des Kreuzes. Sie ist das weitverzweigte Geäst eines Baumes, der seine Wurzeln in die tiefste Seele gesenkt hat und sich vom Herzblut nährt.“ (KW 228) Wer sich darauf einlässt, findet eine erfahrungserprobte Glaubenschule, sicher mit nicht geringen Ansprüchen, aber auch mit Verheißungen, für die der hohe Einsatz lohnt. Edith Stein ist diesen konkreten Weg der Nachfolge Christi mit Johannes von Kreuz gegangen und bezeugt ihn durch diese Schrift.

Weiterhin werden wichtige Elemente karmelitanischer Spiritualität sichtbar, wie etwa ein intensives geistliches Leben, durch das Gebet der Innerlichkeit geprägt. Edith Stein zeigt mit Johannes von Kreuz die Dimension der Erlösung in dieser Lebensform: „Im Leiden und Sterben Christi sind unsere Sünden vom Feuer verzehrt worden. Wenn wir das im Glauben annehmen und wenn wir in gläubiger Hingabe den ganzen Christus annehmen - d.h. aber, dass wir den Weg der Nachfolge Christi wählen und gehen -, dann führt er uns ‘durch sein Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit der Auferstehung’ [Edith Stein zitiert hier aus dem Gebet zum „Engel des Herrn“]. Genau das ist es, was in der Beschauung erfahren wird: das Hindurchgehen durch den

sühnenden Brand zur seligen Liebesvereinigung. Daraus erklärt sich ihr zwiespältiger Charakter. Sie ist Tod und Auferstehung. Nach der *dunklen Nacht* strahlt die *lebendige Liebesflamme* auf.“ (KW 155) Edith Stein ist sich bewusst, dass dieser „Neue Mensch“ nicht von heute auf morgen entsteht, es ist ein Lebensvollzug, der erst am Ende des Lebens seine Vollendung findet: „Der 'neue Mensch' trägt die Wundmale Christi an seinem Leibe: die Erinnerung an das Sündenelend, aus dem er zu seligem Leben erweckt ist, und an den Preis, der dafür gezahlt wer-

den musste. Und es bleibt ihm der Schmerz der Sehnsucht nach der Fülle des Lebens, bis er durch das Tor des wirklichen leiblichen Todes eingehen darf in das schattenlose Licht.“ (KW 227)

Sicher, diese wertvolle Schrift Edith Steins ist nicht unbedingt ein Werk für religiöse Anfänger - wie sie selbst über die Werke des Johannes von Kreuz sagt (KW 30) -, aber vielleicht gerade deswegen ein Ansporn, etappenweise und immer wieder neu darin zu lesen.

Otto Amberger

## In eigener Sache

Über das Internet-Fenster des Patris Verlags ([www.patris-verlag.de](http://www.patris-verlag.de)) können Sie seit kurzem per Link direkt auf ca. 50 000 religiös-spirituelle Bücher zugreifen, die im eigenen Haus und in anderen Verlagen der beiden großen Konfessionen angeboten werden. Außerdem haben Sie Zugang zum Verzeichnis aller in Deutschland lieferbaren Bücher (VLB). Sie können über einen einzigen Warenkorb die gewünschten Bücher des Patris Verlags, der anderen konfessionellen Verlage und des ganzen Buchhandels bestellen. Die Versandbuchhandlung des Patris Verlags wird Ihren Auftrag gerne abwickeln.

Die Auslieferung der bestellten Bücher können Sie mit bestimmen: Sie wählen entweder die Versandbuchhandlung des Patris Verlags als Auslieferer an oder Sie nennen eine Buchhandlung in Ihrer Nähe, an welche die gewünschten Bücher geschickt werden sollen. Die Bezahlung geschieht per Rechnung, Abbuchung oder Karte wie bisher über die Versandbuchhandlung des Patris Verlags.